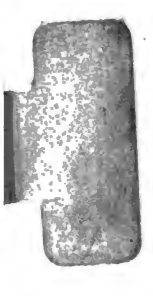
AUS DEM TAGEBÜCHE EINÉS PHILOSOPHEN

Lazar von Hellenbach, Lazar Freiherr von Hellenbach









AUS DEM TAGEBUCHE

eines

PHILOSOPHEN.

Von

L. B. Hellenbach.

WIEN.
Verlag von L. Rosner.
1881.

An meinen Leser!

Man kann bestimmte Reiseziele haben, und dann wird man wissen, wann man abfährt, was man braucht und was man beiläufig findet; der Mensch geht aber nicht immer auf Reisen, er macht auch Spaziergänge ohne bestimmtes Ziel — er bummelt! In einem solchen Falle weiss er dann allerdings nicht, welchen Erlebnissen und Bereicherungen seiner Erfahrung er entgegengeht. Das Resultat kann ein sehr klägliches oder auch sehr interessantes sein.

Mit der Schriftstellerei ist es auch nicht viel anders; man kann ein bestimmtes Ziel verfolgen, und da wird man sich Rechenschaft geben können, was man suchen soll, wie viel Zeit man brauchen und was man finden wird. Man will aber nicht immer Bücher schreiben, und hat dazu gar keine Veranlassung; im Gegentheile, man liest fremde Bücher, wie sie der Zufall bringt, bespricht diese und seine eigenen mit einem Freund oder Gegner; man liest

irgend eine Zeitschrift, ausnahmsweise einmal die Notiz eines Tagblattes, mit einem Worte, man bummelt! Auf ähnliche Weise beschäftigen sich so ziemlich alle von Nahrungssorgen freien Frauen und so viele meiner Freunde ausser der Jagdzeit, um so gewisser werde ich es thun. Ein Unterschied besteht aber doch; als Schriftsteller ist man zu sehr gewohnt, die bei diesem geistigen Bummeln sich aufdrängenden Gedanken zu fixiren, nur dass man in diesem Falle nicht weiss, ob sie als Note in eine zweite Auflage, als Bestandtheil eines später zu schreibenden Buches, als literarischer Nachlass in die Oeffentlichkeit oder einfach in den Papierkorb wandern werden; item man fixirt diese Gedanken ohne eine bestimmte Absicht.

Doch Alles auf der Welt muss einen Namen haben, und wäre es auch nur ein Heft Manuscripte; Taufe, Beschneidung oder sonst irgend eine Ceremonie muss sein!

Philosophen taufen diese Sammlungen „Parerga und Paralipomena", Professoren nennen sie „Wissenschaftliche Abhandlungen", abgetakelte Minister und Höflinge schreiben „Memoiren" u. s. w. „Vermischte Schriften" ist eine zu abgedroschene Bezeichnung, und „Nachgelassene Schriften" wäre ein Anachronismus!

Was soll ich auf die Mappe setzen? Schreiben wir die Wahrheit: Notizbuch oder Tagebuch; das verpflichtet zu nichts und bietet eine ungeheure Ausdehnung in Bezug auf Inhalt und Form.

Dies die Genesis der folgenden Aufsätze. Die Autoren pflegen die Vorreden gewöhnlich nach der Drucklegung zu schreiben; ich kehrte die Ordnung um, und schrieb obige Sätze vor dem Beginne, — Alles, wie gesagt, ohne eine bestimmte Absicht.

Zu meiner eigenen Ueberraschung reihte sich aber Heft an Heft, und wollte ich diese Aufschreibungen liegen lassen; doch kam ich zur Ueberzeugung, dass sie nicht nur im Pulte, sondern, wenn auch fertig und abgeschlossen, doch noch immer im Kopfe lagen. Ich fühlte das Bedürfniss, diesen Ballast aus meinem Gedankengang hinauszubringen; es ging mir wie Jemand, der einen Zahn hinaus haben will, weil er immer an dessen Dasein erinnert wird und eine Sehnsucht nach Ruhe hat.

Nachdem die Schriftstellerei aber doch immer einen Zweck haben muss, der über obige diätetische Motive hinausgeht, und dieser Zweck bei mir gewiss keine subjectiven Motive zur Unterlage hat und haben kann, so habe ich die Wahl und Eintheilung der Aufsätze so getroffen, dass die eine Hälfte sich mit der praktischen phänomenalen, die andere mit

der speculativen, so eigentlich transscendentalen Welt beschäftigt; denn es ist gut, wenn die praktischen Leute etwas idealisirt, und die Idealisten etwas ernüchtert werden. Die Einseitigkeit ist vom Uebel!

Die Aufsätze enthalten theils praktische Anregungen, theils sind sie speculativer Natur; Einiges in denselben kann als Ergänzung zu den „Vorurtheilen“ betrachtet werden, doch werden auch Dinge zur Sprache gebracht, die in den Rahmen meiner früheren Schriften nicht hätten hineingefügt werden können.

Die Aufsätze sind unzusammenhängend und können in beliebiger Ordnung gelesen werden, mit Ausnahme der drei mittleren (III, IV und V); bei diesen dürfte die Beibehaltung der Ordnung anzuempfehlen sein.

Sollte sich endlich Einer meiner Leser aus den aristokratischen, demokratischen, diplomatischen, semitischen oder wissenschaftlichen Kreisen durch meine schminklose Sprache verletzt fühlen, so möge er beim Lesen mein Beispiel beim Schreiben befolgen: Ich denke nicht an mich, wenn ich schreibe! So möge denn auch er nicht immer an sich, sondern vorübergehend an das Allgemeine denken!

Der Verfasser.

INHALT.

Aufsätze zur Sociologie.

Aufsätze zur Anthropologie.

Aufsätze zur Philosophie

Druckfehler:

Seite	31	lies: negata	statt	nagata.
„	32	„ Vorfahren	„	Grosseltern.
„	111	„ Consulat	„	Consultat.

I.

Eine Pathologie des Grössenwahnes.

Jedes Zeitalter erzeugt bestimmte Ideen und auch deren Vertreter; es hat seine Krankheiten und Auswüchse, und erfindet dem entsprechend auch Ausdrücke und Schlagworte. Zu diesen letzteren gehört der Ausdruck: „Grössenwahn“, der erst seit neuerer Zeit sprachgebräuchlich geworden ist. Sollte die Krankheit selbst in früheren Zeiten nicht existirt haben?

Gewiss; aber sie war zuversichtlich nicht so typisch und epidemisch wie jetzt. Die Trichinose z. B. existirt als Wort und Begriff erst seit Jahren; als Krankheit aber schon lange. Mir sagte ein Bauer im Jahre 1854*), als mir eine Arbeiter-Colonie fast

*) Die Krankheit wurde als solche im Jahre 1860 zu Dresden erkannt; als Eingeweidewurm war die Trichine schon früher bekannt, man kannte nur nicht die mit dem Genusse des Schweinefleisches verbundene Gefahr.

ganz am angeblichen Typhus ausstarb, „sie hätten ein schlechtes Schwein gegessen". Wer weiss, ob nicht die Veranlassung des Verbotes bei Türken und Juden, Schweinefleisch zu essen, da gesucht werden könnte. Dass der Grössenwahn jetzt so häufig auftritt, um in der Sprache specialisirt zu werden, ist als ein Symptom sowohl der Häufigkeit, als zweifelsohne auch der Lächerlichkeit oder Schädlichkeit zu betrachten — Grund genug, um sich mit ihm etwas zu befassen. Da man aber nur richtig denken und Andern deutlich werden kann, wenn man scharf unterscheidet, so ist es nothwendig, dass wir früher die verwandten Begriffe und Ausdrücke einer kurzen Analyse unterziehen.

Wir haben das Bedürfniss, für alles Neue, oder in neue Nuancen sich Abzweigende einen Ausdruck zu schaffen, und nehmen ihn willig auch aus fremden Sprachen an, wenn er treffend ist. Selten werden sich — namentlich für unsachliche Begriffe — zwei den ganz gleichen Sinn habende Worte in einer Sprache finden lassen.

Eitelkeit, Einbildung, Hochmuth Stolz, Grössenwahn, Ehrgeiz sind nahe verwandte, aber doch verschiedene Begriffe. Es ist etwas ganz Anderes, wenn ich von Jemand sage, er sei ein eitler, oder hochmüthiger, oder ein stolzer

Mensch; und wieder etwas Anderes ist es, wenn ich von Jemand sage, er sei vom Grössenwahne befallen.

Der Begriff der *Einbildung* ist ein sehr weiter; eine Einbildung überhaupt nennt man eine Vorstellung, welche der Wirklichkeit entweder gar nicht oder nur zum Theile entspricht; es können mangelhafte Sinne, Furcht, unrichtiges Urtheil Einbildungen hervorrufen. Wenn aber die *eigene* Persönlichkeit und deren Werthschätzung das Object der Vorstellung wird, und diese Vorstellung der Realität nicht entspricht, so nennt man ein solches vorstellendes Individuum einen *eingebildeten* Menschen; ein solcher ist aber etwas ganz Anderes, als ein *eitler* Mensch. Es kann ein Mädchen ein hübsches Gesichtchen wirklich haben und darauf eitel sein; es kann sich aber auch nur *einbilden*, hübsch zu sein; es kann endlich der Wahn der Unwiderstehlichkeit noch hinzutreten.

Die *Eitelkeit* besteht in dem Streben und der Befriedigung, *in der Meinung Anderer etwas zu gelten*. Jeder Mensch ist also in einem gewissen Sinne eitel; der Unterschied liegt nur in den *Eigenschaften*, auf deren Anerkennung man einen Werth legt, in dem *Publicum*, auf welches man einen Eindruck hervorbringen will, in der *Art*

und Weise, wie man vorgeht, und in den Zwecken, die man dadurch erreichen will. Wenn z. B. Jemand einen Adelsbrief kauft, um damit seinen Lakaien oder den Börsianern zu imponiren, und wenn er sein Wappen an allen möglichen und unmöglichen Orten anbringt, so ist das etwas ganz Anderes, als wenn Jemand correct lebt, um die Achtung seiner Freunde oder das Vertrauen seiner Vorgesetzten zu erwerben.

Es begreift ein Jeder, warum die schwarzgelben Farben in die weissblauen an der baierischen Grenze übergehen; man begreift auch, dass in Zeiten der Knappen, der Schilder und der zersplitterten Gerichtsbarkeiten Wappen und Embleme existirten; in der gegenwärtigen Zeit aber hat diese Manie, wo sie nicht eine Pietät für vergangene Zeiten und Orte in sich schliesst, etwas Lächerliches. Als Wahrzeichen zu einem alten Schlosse lässt man sich das gefallen, als Siegel lässt man es gelten, wenngleich der demokratische Gummi, die Correspondenzkarten und Depeschen dieses im gewöhnlichen Verkehre schon beseitigt haben; eine unmotivirte ostentative Anbringung der Embleme aber richtet den Mann; denn er bringt etwas zur Geltung, was keinen Werth hat. Mich besuchte einmal eine schriftstellernde Dame mit einer ungeheuren Krone

als Broche — ich hatte genug. Das geführte Gespräch bestätigte, was von vornherein zu vermuthen war.

Der Stolz liegt in dem Bewusstsein von irgend einem Werthe oder Vorzuge, und kann es daher einen edlen und albernen Stolz geben. Der Stolze will nicht immer Anerkennung oder Geltung, er ist oft zu stolz dazu, um einen Werth darauf zu legen oder eine solche zu verlangen; wer sich hingegen zur Geltung bringen will und seine Ueberhebung manifestirt, ist hochmüthig. Fehlt dem Stolze oder der Anmassung jede vernünftige Veranlassung, jede Berechtigung, so wird er zum Grössenwahne; Die vermeintliche Grösse ist nämlich ein Wahn.

Ein vom Grössenwahne Befallener muss sich einbilden, dass er durch seine Eigenschaften eine Grösse sei; diese Eigenschaften können nun entweder überhaupt werthlos oder auch gar nicht vorhanden sein — sonst wäre es kein Wahn! Es kann Jemand sehr eitel auf seine Kunst sein, er kann sich möglicherweise nur einbilden, dass er ein Künstler sei; er kann dieser Einbildung noch den Wahn einer Erhabenheit über seine Mitmenschen zufügen — er hat mit einem Worte den Wahn eine Grösse zu sein.

Der Sprachgebrauch macht darum einen richtigen Unterschied zwischen einem eitlen und einem eingebildeten Menschen. Der erstere wünscht die Anerkennung seiner Umgebung; es kann darum eine Eitelkeit begründet sein, d. h. der Eitle kann wirklich Vorzüge haben; der Einbildung liegt dagegen keine entsprechende Realität zu Grunde, es befindet sich nur ein Bild, ein Phantom in der Vorstellung eines eingebildeten Menschen, welcher Vorstellung eigentlich nichts oder doch nichts adäquates entspricht.

Denkt man sich diese Einbildung bis zur Ueberhebung über den Nächsten gesteigert und in eine Art Manie übergehend, so ist es Grössenwahn.

Wie in allen Dingen, so hat man auch hier Schein und Wirklichkeit zu unterscheiden. Es liegt nämlich ein grosser Unterschied darin, ob ich etwas gelten, also scheinen will, oder ob ich glaube, etwas zu sein. In dem ersten Falle hängt die Verwerflichkeit oder Lächerlichkeit meines Strebens ganz von dem angestrebten Zwecke, den veranlassenden Motiven und den ergriffenen Mitteln ab. Wenn Jemand durch sein Auftreten in einem Hôtel eine bessere Wohnung und Bedienung erreichen, oder sich einen Credit für seine Schwindeleien

verschaffen will, so ist das etwas ganz Anderes, als wenn ein junger Mensch das Geld hinauswirft, bloss um für eine Stunde von Kellnern für einen grossen Herrn gehalten zu werden, wobei er sich oft nur selbst düpirt. Doch in keinem dieser Fälle kann man von Grössenwahn reden; denn alle diese wähnen nicht etwas zu sein, sondern haben nur das Bestreben, etwas zu gelten, was mitunter sehr praktische, allerdings aber auch sehr lächerliche Motive haben kann.

Der Arzt und der Professor, der Bezirksvorstand und der Pfarrer, die Handelsfirma und der Gastwirth trachten zu imponiren und zu renommiren, denn sie verfolgen dadurch mitunter ganz reelle Zwecke, ohne darum die Ueberzeugung zu haben, dass die Arznei oder die heilige Jungfrau Maria helfen werden, und dass die Speisen frisch und der Wein natürlich seien. Der Arzt braucht so gut wie der Professor einen Nimbus, weil der Eine ohne Patienten, der Andere ohne Schüler ein kümmerliches Dasein fristet; der Bezirksvorstand bedarf des Ansehens, der Pfarrer gläubiger Seelen, der Kaufmann braucht Credit, der Gastwirth Gäste; es ist mir z. B. ganz gleichgiltig, was einzelne Menschen über mich denken, und doch kann ich gezwungen werden, eine Anmassung zurückzuweisen, weil sich

Andere ansonst ein Gleiches erlauben und mir meine Existenz unerträglich machen könnten. Es kann ein Mensch auf diese Weise empfindlich scheinen, ohne es im Mindesten zu sein.

Der Franzose hat für das Geltenwollen den treffenden Ausdruck: „*poser*", der sich auch bei uns acclimatisirt hat, weil der deutsche Ausdruck: „sich patzig machen" noch nicht hoffähig geworden ist. Doch müssen wie gesagt immer Schein und Wirklichkeit auseinander gehalten werden. Wenn ein Autor sich für ein überragendes Genie hält, so ist das Grössenwahn, wenn er es nicht ist; will er nur dafür gelten, so ist es Eitelkeit; wenn er aber nur Reclame für seine Bücher macht, obschon er weiss und fühlt, dass sie nur zusammengestoppeltes Zeug sind, so ist das nicht Grössenwahn, nicht Eitelkeit, sondern ganz gewöhnliche Handelspraxis, welche schlechte Waare für gute anpreist, um auf Kosten des Publicums Gewinn zu ziehen.

Bei dem Geltenwollen, dem „Posiren", spielen also Zwecke, Motive und Mittel die entscheidende Rolle, und diese werden darum auch entscheiden, ob das Posiren einen praktischen oder unpraktischen, vernünftigen oder unvernünftigen, moralischen oder unmoralischen Zweck habe; ebenso, ob die dazu gewählten Mittel geeignet, lächerlich oder unmora-

lisch sind. Ganz anders steht die Sache mit dem Wahne, etwas zu sein.

Die Art des Geltenwollens, die wir als eine charakteristische Eigenschaft der Ladendiener und Juden z. B. an Sonntagen wahrnehmen, ist nur eine Reaction. Wenn ich lange sitze, so fühle ich das Bedürfniss, aufzustehen; wenn ich lange gehe, mich zu setzen u. s. w. Wenn nun Menschen im geschäftlichen Interesse durch Stunden, Tage und Wochen sich alle Erniedrigungen gefallen lassen, oft gefallen lassen müssen: so ist es nicht zu wundern, wenn sie an Sonntagen sich durch Lebhaftigkeit, Arrogance und Grossthuerei gleichsam entschädigen; diese Reaction kann nach allen Richtungen beobachtet werden. Wenn Jemand plötzlich reich wird, so nimmt er leicht jene Formen an, die man als die Attribute eines Parvenu oder Geldprotzen kennt.

Der echte Grössenwahn beruht auf einer falschen Schätzung von Ursache und Wirkung, und da dieses Geschäft die Function des Verstandes ist, so ist der Grössenwahn immer der Beweis eines mangelhaften Verstandes und des landläufigen Egoismus.

Was die Voraussetzung der Mangelhaftigkeit des Verstandes anbelangt, so ist diese unbedingt

nothwendig. Ist es schon dumm, wenn der Frosch glaubt, sich zum Ochsen aufblähen zu können, so ist es noch dümmer, wenn er als Frosch sich für ochsengross hält. Was die Voraussetzung des Egoismus anbelangt, so ist diese nicht minder gewiss bei einem Grössenwahnkranken.

Der Gesammtmensch glaubt, die Welt sei seinethalben da, die Sonne scheine für ihn, und der weise Jehova habe das Alles seinethalben gemacht, selbst seinen Sohn in die Welt geschickt, um durch einen ganz und gar unfasslichen Causalnexus, durch dessen Kreuzestod, die Menschheit zu erlösen, was aber bis jetzt noch nicht gelungen sein muss; selbst sein leuchtendes Beispiel wird nicht befolgt, sondern das goldene Kalb der Erde höher gestellt, als alle transscendentalen Werthe. Der einzelne Mensch glaubt wieder, dass die Anderen nur seinetwegen da seien — er ist der Einzige, und die ganze andere Welt ist sein Eigenthum; er hat das Bestreben, sich über seinen Nächsten zu erheben. Glaubt er nun auf nichtige Gründe hin, dass ihm das gelungen, so ist er ein Narr, der in einem Wahne lebt — darum ist das Wort Grössenwahn ein sehr gut gewähltes.

Es kann Jemand durch Zufall und Umstände ein gutes Geschäft machen, und sich dann für ein

Finanzgenie halten; auf gleiche Weise kann Jemand zu dem Wahne gelangen, dass er ein Feldherr oder Staatsmann sei, weil er General oder Minister genannt wird. Der geringste Erfolg kann durch die Verkennung oder mangelhafte Schätzung der wahren Ursachen desselben den Grössenwahn hervorrufen. Ich hatte einen Freund, der sein sehr bedeutendes Vermögen durchgebracht und grösstentheils verspielt hatte; das hinderte ihn nicht, wenn er einen Abend im Makau gewann, es nur für sein Verdienst, seine gute Conduite zu halten, und den Erfolg seiner Ueberlegenheit zuzuschreiben, Der Erfolg eines Abends genügte, um den Tage langen zehnfachen früheren Verlust zu vergessen und das Verlieren im Makau für Ungeschicklichkeit zu halten. Er schrieb sich das zu, was der Zufall gethan. Dass diese Auffassung der Sache richtig sei, kann man an praktischen Fällen leicht erhärten.

Wenn ein junger Mensch in einer Familie oder sonstigen Umgebung aufwächst, die an Verstand und Wissen sehr tief steht, so wird er sehr leicht sich für ein Genie halten, und vielleicht auch von seiner Umgebung als ein solches betrachtet werden, weil er die Ursache seiner Ueberlegenheit nicht dort sucht, wo sie zu finden ist. Wenn ein Mensch sich in einer Gesellschaft bewegt, die in ihrer

Lectüre über ein Zeitungsjournal und einen Roman, und wenn es gut geht, eine Reisebeschreibung nicht hinauskommt, er selbst aber doch hie und da ein ernsteres Buch zur Hand nimmt oder irgend einem Zweige der Naturwissenschaft ein mässiges Interesse abgewinnt, so führt ihn das leicht zum wissenschaftlichen Grössenwahne. Ist er sehr eitel, so wird er durch Hinführung der Conversation auf die eben gelesene Seite und durch Gebrauch der wissenschaftlichen Terminologie zu imponiren suchen und langsam sich und den anderen die Ueberzeugung beibringen, er sei eine wissenschaftliche Grösse. Insolange er es nur den Andern glauben machen will, so verdient dieses Streben nur den Namen der Eitelkeit, sowie er es ohne zureichenden Grund selbst glaubt, so ist es Wahn, und zwar in einem um so grösseren Masse, als die vermeintliche und wirkliche Ursache weiter auseinander stehen. Am leichtesten kann irgend ein philosophisches Buch einen mittelmässigen Kopf in diesen Zustand versetzen; befindet er sich in einer Umgebung, die ein solches Buch entweder gar nicht, oder nur als Aufschrift an der Rückseite des eleganten Einbandes kennt, so schmückt er sich mit fremden Federn bis er sie mit der Zeit für seine eigenen hält. Inter vaccas bos est abbas!

Die Menschen urtheilen sehr leicht nach dem Erfolge, doch giebt es Gebiete, wo der Erfolg nicht immer entscheidend ist, wie z. B. in der Diplomatie und auf der Börse. Es kann Jemand Verwaltungsrath einer Bank sein, die durch das Verdienst anderer Leute und des Zufalles gute Geschäfte macht. Ist der Betreffende nicht im Stande zu unterscheiden, wo denn die eigentlichen Ursachen des Gelingens und Gedeihens liegen, so schreibt er es seinem Genie zu und wird ein Candidat des Grössenwahnes.

Wie oft wird durch die Gunst eines Ministers, welche sehr leicht durch Menschen unwürdige Kriecherei und Schmeichelei erworben wird, ein Mensch auf einen Posten gestellt, der ihm zu einer schnellen Carrière verhilft; verkennt er die wahre Ursache seiner Erhebung, so wird er ein Candidat für den Grössenwahn; ich kenne einige solche Figuren.

Der Mensch hat seiner Natur nach die Fähigkeit, ein gewisses Gewicht zu ertragen; *wird ihm zuviel aufgeladen, so kippt er um.* Ein *Kant* hätte in keiner Lage seines Lebens an Grössenwahn erkranken können.

Von Masaniello bis zu den Napoleoniden hat die Geschichte zahlreiche Beispiele geliefert, dass

nicht alle Menschen die Grösse vertragen können, wegen Ueberschätzung ihrer selbst.

Erziehung und Lebensstellung können sehr viel dazu beitragen. So ein Muttersöhnchen kann nur durch einen eminenten Verstand oder die Abstossung und Abschleifung in der Welt gerettet werden. Namentlich sind folgende Genres die am häufigsten vorkommenden: der Adelige, der Künstler, der Literat, der Parlamentarier und in ganz eminenter Weise der Bureaukrat. Diese socialen Gruppen liefern am leichtesten und häufigsten die Candidaten für den Grössenwahn.

Die grosse Menge kann den Unterschied zwischen den wirklichen Aristokraten und den adeligen Proletariern nicht einsehen, die imponirende Stellung des ersteren wirft einen falschen Glanz auf den anderen, und es ist beinahe schwer für einen betitelten Menschen, bei der Titel- und Ordenssucht der lebenden Generation, dem Grössenwahne nicht mehr oder weniger zu verfallen. So ein jugendlicher Majorats-Erbe kommt sehr leicht zu einem falschen Begriffe seiner Grösse, die sich bei Intelligenteren mit den Jahren verliert, bei Schwachköpfen andauert.

Künstler, Literaten und Parlamentarier, wenn sie wirklich bedeutend in ihren Fächern sind, er-

freuen sich einer bevorzugten Lebensstellung, die dann den anderen mitunter tief unter der Mittelmässigkeit Stehenden zu Kopfe steigt. Wenn Jemand Mitglied eines Parlamentes ist, so vergisst er sehr leicht, wie er es geworden und was er leistet; spricht er etwas herunter, was in den Blättern nicht beschimpft wird, geht gar ein Antrag einmal durch, so ist der Mann verloren.

Der Glanz und Erfolg der Künstlerwelt macht wieder die Anderen verrückt, und vollends die Literaten! die können durch Misserfolg gar nicht geheilt werden; sie trösten sich mit Kant und Schopenhauer, die ja von ihren Zeitgenossen auch verkannt wurden. Kant's Kritik der reinen Vernunft sollte schon eingestampft werden; die zwanzigjährige Nichtbeachtung der Werke Schopenhauer's ist bekannt; was soll so ein verkanntes Genie hindern, dieselbe Ursache der analogen Wirkung zuzuschreiben? — Die Antwort wäre allerdings: der Verstand, die richtige Abschätzung von Ursache und Wirkung — daran fehlt es eben.

Romane, Reisebeschreibungen und die jetzt modern gewordenen Essays sind nebst den Zeitungs-Feuilletons der Tummelplatz dieser vermeintlichen Grössen geworden, die ich, wenn einmal erkrankt, für incurabel halte. Denn es liegt nun einmal in

der Natur der gewöhnlichen Menschen, dass sie auf Reclame etwas geben, und dass ein Wort oder Satz, wo sich nichts und Alles denken lässt, am besten einschlägt, daher der gröbste Unsinn seine Anhänger findet. Phrasen und Schwulst, das will das grosse Publicum. Einer meiner Bekannten machte einmal einen Auszug aus den Publicationen eines solchen Schöngeistes, wo die sinnlosen Sätze einfach angeführt wurden, die den Autor für alle strafgerichtlichen Eventualitäten wegen Unzurechnungsfähigkeit straflos machen würden. Ich erinnere mich nur eines Satzes, den ich als Muster unter den vielen hunderten anführen will; er lautet: „Die gerade Linie ist das Gewissen der Materie.“ Einige seiner näheren Freunde machten ihn in zarter Weise darauf aufmerksam, dass es besser wäre, wenn er seine schriftstellerische Thätigkeit einstellte — aber vergebens; denn es gibt eine grosse Zahl Menschen, welchen eine solche Sprache imponirt. Es gibt ja gute Bücher genug, die das grosse Publicum auch nicht versteht; was für ein Unterschied zwischen einem schwulstigen Machwerk und Kant's Schriften besteht, das können die Leute nicht fassen; im Gegentheile, der schwülstigen Unverständlichkeit wird entschieden der Vorzug vor der nüchternen Trockenheit gegeben werden.

Man kann sich über derlei literarische Champions nicht wundern, wenn ein Dühring von einer „Durchsetztheit der ursprünglichen Völkerphantasien mit dem Wirklichkeitssinn“ und von „philosophastrischen Debitirern“ sprechen kann. Hand in Hand mit diesem Schwulste geht die Selbstüberhebung und die totale Unkenntniss dessen, was man den „zureichenden Grund“ nennt, welche Unkenntniss im zweiten Capitel seines Buches „der Werth des Lebens“ mit der Aufschrift: „der Materialismus als Fusspunkt höherer humanitärer Lebensschätzung“ ihren Höhepunkt erreicht.

Der Recensent und Kritiker wird ebenfalls sehr leicht ein solcher Candidat. Es giebt Menschen mit schwachen Nerven, denen ein Zeitungsartikel in die Glieder fährt, die sich daher vor dem Herrn Kritikus beugen; widersprochen wird ihm von Menschen eines schwereren Calibers ohnehin nicht, und so gelangt ein solcher Priester der öffentlichen Meinung zur Ueberschätzung seiner selbst. Vor lauter Kritik und Beurtheilung gelangt er zu dem Wahne, dass er etwas verstehe. Je jünger und unerfahrner so ein Reporter zum Geschäft kommt, um so sicherer wird er krank.

Auf der bureaukratischen Stufenleiter genügt es vollends, dass ein Mensch in unerwartete Höhen

gelange, um vom Schwindel befallen zu werden; das sind gewöhnlich die komischesten Caricaturen, selbst dann, wenn ihnen irgend eine Begabung nach irgend einer Richtung nicht abgeht.

Warum nennt man mit Recht den Grössenwahn eine moderne Krankheit?

In den alten Zeiten gab es mehr Stabilität in der Beschäftigung; Reichthümer, Ehren und Würden konnten nicht so leicht und schnell erworben werden. Es gab keine Börse, wo man auf Coursdifferenz spielen konnte, es gab noch keine Grossindustrie, keine Parlamente, keine Publicistik im eigentlichen Sinne des Wortes, denn es gab eigentlich keine Leser, kein so lebhaftes und leicht zu befriedigendes Interesse an der Bewegung der Gesellschaft; die öffentliche Meinung war noch keine Macht. Unsere Zeit bringt es mit sich, dass wenn Tausend sich in gewagte Unternehmungen stürzen, einige reussiren, wie denn von einigen hundert Parlamentsmitgliedern doch einige Minister werden müssen. Die Folge davon ist, dass Alles sich über den Nächsten zu erheben strebt.

Es entsteht nun wieder die Frage: „Strebt ein Individuum nach Realität oder Schein?“

Nach Reichthum zu streben, ist begreiflich; nach dem Schein des Reichthums lächerlich, wenn

nicht etwa ein praktischer Zweck im Hintergrunde steckt; nach den Vorrechten des Adels — wo er solche noch hat — zu streben, ist begreiflich, nach den Titeln, lächerlich, wenn nicht abermals ein praktischer Zweck dadurch verfolgt wird; in das Parlament gelangen zu wollen, um ein Beglücker seines Landes zu werden, oder eine Sinecure zu erreichen, ist begreiflich; lediglich, um in der Zeitung zu stehen und als Abgeordneter herumzuwandeln, lächerlich. Das Maturitäts- und Sittenzeugniss, welches in einem Mandate liegt, brauchen und verlangen sehr viele Menschen gar nicht, die ausserhalb des Parlamentes stehen; andererseits spielen bei den Wahlen Triebfedern, die ein solches Zeugniss sehr verdächtigen können. Wer diesem Zeugnisse zu Liebe in's Parlament geht, beweist schon, dass er eines braucht. Wenn Jemand darnach strebt, in den Salon der Fürstin X oder Y zu kommen, weil er sich dort unterhält oder einen geliebten Gegenstand findet oder eine Stelle durch lauter Bücklinge zu erwerben hofft u. s. w., so hat er im praktischen Sinne Recht; wenn er es aber nur thut, weil er sich dadurch einen Nimbus zu verschaffen glaubt, so ist er lächerlich; denn das imponirt höchstens Leuten, an deren Werthschätzung nichts gelegen sein kann. Wenn Jemand Bücher

schreibt, weil er seine Leser belehren, unterhalten oder sich ein Brod verschaffen will, so thut er Recht; wird er durch die Eitelkeit dazu verführt, so ist der Grössenwahn schon in der nächsten Nähe.

Denken wir uns nun einen solchen „Streber", der einem derartigen Phantome nachjagt und reussirt; wie sollte er kein Candidatus des Grössenwahnes werden?

Nachdem er mitunter sehr grosse Opfer an Zeit, Geld und oft an anderen weit delicateren Werthen gebracht hat, um ein Phantom zu erhaschen, erreicht er es; war es von Haus aus nichts werth, so wird der Wahn nur um so leichter eintreten, wenn sich dazu das Verdienst gesellt, es durchgeführt zu haben. Die Ausdrücke: „Das Glück ist ihm zu Kopfe gestiegen" oder „Der Bauer als Millionär" beweisen deutlich, dass der Erfolg, bei einer nicht zureichenden Abschätzung von Ursache und Wirkung, leicht zum Narren machen kann.

Das Geschlecht der „Streber" dieser Art ist nirgends so zahlreich, als in der sogenannten „guten Gesellschaft", bei den Pressliteraten, Parlamentariern und Diplomaten. Was die letzten drei Gruppen anbelangt, so stehen Verdienst und Erfolg in der Regel in gar keinem Verhältnisse, weil Zufall, Mache, Camaraderie, Intrigue und Gemeinheit der

Gesinnung, die zu allen Mitteln greift, eine grosse Rolle spielen. Die sogenannte „gute Gesellschaft" ist mehr oder weniger schon in irgend einem Wahne aufgezogen.

Um das Unvernünftige dieses Strebens einzusehen, bedarf es des Nachdenkens, und dazu haben diese Leute keine Zeit; in Anwendung der Mittel offenbaren sie oft sehr viel Verstand; worin sie sich aber fast ausnahmslos eine grosse Blösse geben, das ist in der Durchsichtigkeit ihres Strebens; sie sind wie die Laternen, dadurch werden sie lächerlich.

Wenn ich bei Jemandem etwas erreichen will, und zu der sichersten Waffe greife — der Schmeichelei, so muss ich die gehörige Vorsicht gebrauchen, meine eigentliche Absicht nicht durchschimmern zu lassen; denn man „merkt die Absicht und wird verstimmt". Bei den Grössenwahnkranken liegt die Sache umgekehrt; sie wollen nicht schmeicheln, sondern wollen, dass ihnen von Anderen geschmeichelt und gehuldigt werde. Es muss also bei ihren Taktlosigkeiten auch nothwendig die entgegengesetzte Wirkung eintreten, man wird nicht verstimmt, sondern im Gegentheile sehr heiter gestimmt. So ein Individuum gibt viel zu lachen; selbstverständlich muss es sich in seiner Selbst-

huldigung und Genügsamkeit gefallen; denn wird es arrogant und agressiv, so geht es allerdings ohne einen moralischen Fusstritt der Ernüchterung nicht. Die Anlagen des Neides im Menschen lassen selbst das wahre Verdienst nicht ohne irgend welche Randglossen, wie denn erst das eingebildete.

Ist der Grössenwahn heilbar?

Nur dort, wo das praktische Leben ein kräftiges Dementi der Einbildung rechtzeitig giebt, ist an eine Heilung zu glauben. Wenn sich Jemand einbildet, ein sehr guter Reiter zu sein, so kann er sehr drastische Widerlegungen sich im Laufe des Lebens holen; wer aber soll einen an Grössenwahn kranken Staatsmann curiren, dessen Eseleien oft sehr spät zu Tage treten, und überdies immer auf dies und jenes geschoben werden können? Ich kenne ein solches Exemplar, welches eine weit über sein Verdienst und seine Tragfähigkeit gehende Carrière gemacht, und sich überall blamirt hat, und doch wird keine Macht und Autorität der Welt, keine Dialektik und keine Erfahrung ihm die Ueberzeugung rauben, dass er ein grosser Staatsmann sei, wenngleich er eine Anerkennung von unabhängigen Menschen nie erfahren. Er hat nichts für sich, als das Verdienst oder Glück, eine Stellung erreicht zu haben, die

ihm die Gelegenheit bot, seine Unfähigkeit an den Tag zu legen. Wir stehen hier in auffallender Weise vor der mangelhaften Beurtheilung von Ursache und Wirkung, vor dem reichen Bierversilberer Nestroy's, der durch das Vermögen seiner Eltern, durch den Tod seiner Geschwister, das grosse Loos und anderwärtige Erbschaft sehr reich wurde — „Alles durch seinen Verstand“.

Es liegt in dem Begriffe des Wahnes überhaupt, dass die Functionen der Vernunft und des Verstandes mangelhaft seien, und doch kann der religiöse Wahn und der Grössenwahn nur durch Vernunft und Verstand im Wege der besseren Erkenntniss geheilt werden, daher denn die Schwierigkeit.

Ein zweiter Grund, warum eine Heilung selten vorkommt, liegt in dem Umstande, dass man es nicht der Mühe werth findet, sich mit einem Narren zu befassen, und überdies in Frage steht, ob man einem Menschen eine Einbildung nehmen soll, die ihn glücklich macht, wenn sie einem Anderen nicht schadet.

Der Grössenwahn hat auch seine äusseren Symptome.

Der Kopf wird gewöhnlich hoch getragen, wie eine leere Kornähre; der Denker trägt die Stirne

gesenkt, weil sie voll ist, daher auch eine breite Stirn bei sonstigen normalen Verhältnissen bei einem Grössenwahnkranken nicht gefunden wird. Wer denkt, muss nothwendig die Nichtigkeit und Relativität menschlicher Grösse jeder Art einsehen lernen; der Mächtige muss den Gelehrten, der Gelehrte den Denker anerkennen. Alle zusammen müssen sich, wenn sie objectiv sind und den Verstand durch den Grössenwahn nicht verloren haben, vor dem Moralischeren beugen.

Das Auge des Kranken blickt nicht frei und offen; die Pupille wird trotz des gehobenen Kopfes gewöhnlich in die untere Hälfte geschoben, die Augenlider etwas gesenkt. Man schaut Alles so von oben hinab, so herablassend an. Die Stimmung des Gebetes hebt Kopf und Auge gegen Himmel; die Bescheidenheit und Demuth senken Beides; der Blick nach aufwärts bei gesenktem Kopfe deutet auf irgend eine hinterlistige Absicht oder Coquetterie, den Blick nach abwärts bei gehobenem Kopfe hat die Anmassung. Nur wer von Erniedrigung und Hochmuth gleich weit entfernt ist, hat den geraden, offenen, klaren, gewinnenden Blick, welcher — wenn von Wohlwollen begleitet — unwiderstehlich wird.

Der Kranke spricht gewöhnlich nur von sich oder Dingen, die mit ihm in Beziehung stehen; er

begreift gar nicht, wie man von etwas Anderem sprechen, an etwas Anderes denken kann. Man beobachte denjenigen, der in Gesellschaften immer das grosse Wort führt; spricht er von sich oder Dingen, die auf ihn indirect Bezug haben, immer aus eigener Initiative, so ist er krank; Kopf und Gemüth ist von seiner Grösse so voll, dass andere Menschen oder Interessen keinen Raum haben. Der letztere Zustand kommt bei arbeitenden Köpfen zwar auch vor, aber diese denken an etwas Anderes und — schweigen darüber.

Künstler, Gelehrte und Literaten haben sehr leicht etwas Auffallendes in Haaren, Bart und Kleidern. Wenn man einen Maler daherschreiten sieht mit aussereuropäischer Kleidung, oder einen Studenten mit hohen Stiefeln und Käppi, so weiss und fühlt Jeder, was er davon zu halten hat. Das echte berechtigte Selbstbewusstsein bedarf keiner solchen Mummerei und Ostentation. Je mehr Schein und Appretur, desto weniger Gehalt.

Glaubt Jemand in seiner Jugend, dass er als Student, Officier oder Professor etwas ganz aussergewöhnliches sei, so hört dieser Wahn bald auf, oft nach wenigen Tagen, wenn man sich an die früher beneidete Stellung gewöhnt und deren

Nichtigkeit einsieht. Unheilbar sind nur die verkannten Genies.

Einen grössenwahnkranken Diplomaten, Staatsmann, Gelehrten oder Künstler wird jeder nur etwas ältere, in der Welt lebende Mensch auf den ersten Blick erkennen.

Ist der Grössenwahn gemeinschädlich?

Der Grössenwahn ist in der Regel nur lächerlich; gemeinschädlich wird er leicht auf dem Throne oder bei sonst sehr einflussreichen Persönlichkeiten. Es kommt auch vor, dass Eitelkeit und Grössenwahn sich mitunter auf einen Punkt beschränken; es giebt nämlich sehr liebenswürdige und intelligente Menschen, welche ansonst sehr weit von jeder Anmassung sind und doch eine empfindliche Seite haben, so wie mitunter Narren eine fixe Idee. Das wird zwar am allerschwersten geheilt, weil die Umgebung dem Gegenstande ausweicht und über die Schwäche ein Auge zudrückt, doch hat es keine weiteren Folgen.

Ganz harmlos ist die Sache aber nicht; die Menschen bringen ihrer Eitelkeit oft ganz unverantwortliche Opfer; Vermögen, Ehre, Liebe, Familienglück werden auf das Spiel gesetzt; Stolz, Eitelkeit und Grössenwahn stehen im innigen Verbande mit dem Ehrgeiz — dem gewaltigsten Motor

der als ein zweischneidiges Schwert betrachtet werden muss. Der Ehrgeiz kann einen Menschen zu grossen Thaten und Opfern begeistern, ihm selbst das Moralprincip ersetzen; er kann aber die Menschen noch leichter auf Abwege führen, und hat der Menschheit schon sehr tiefe Wunden geschlagen; auch hier hängt Alles von den Zielen, Motiven und Mitteln ab, welche in's Spiel kommen. Es kann einen schönen, edlen, aber auch einen verwerflichen und verderblichen Ehrgeiz geben. Darüber einen Leitfaden den Menschen zu geben, ist nicht so einfach.

So wie im wirthschaftlichen Verkehre Alles von der richtigen Schätzung des Werthes abhängt, der sich aus dem Tausch- und Nutzwerth (den innern Werth) zusammensetzt, so auch hier. Was hat einen wahren Werth im Leben? Es ist das eine tief philosophische Betrachtung, und eine nicht so leicht zu lösende Frage.

Ist es das Geld, womit ich doch nicht Alles schaffen und es gewiss nicht übers Grab mitnehmen kann? Ist es die ausübende Kunst, für deren Ausübung die Organe verwesen, deren Producte selbst zu Grunde gehen? Ist es das Wissen, dessen Werth ein relativer ist und nur für die phänomenale Welt in Betracht kommt? Oder ist es die moralische

Leistung, der edle Charakter? Es giebt eben phänomenale und transscendentale Werthe. Soll man sein Leben immer für höhere Zwecke opfern, den phänomenalen Genüssen gleichsam entsagen, wie die Mönche, oder soll man als Finanzmann die Gesellschaft um Millionen bestehlen? Wo ist da die richtige Mitte? In welche Bahnen ist der Ehrgeiz zu leiten? Wo liegt die wahre Grösse?

Was haben Regenten, Aristokraten und Geldmächte nicht für Verbrechen begangen, um Ideale des Glückes für sich und ihre Nachkommen zu erreichen, die geradezu die Quellen des Unglückes für sie wurden! Man sieht daraus, welche Wichtigkeit der Erziehung des Menschen innewohnt, die fast ausschliessend dem Ehrgeize die Richtung giebt. Es muss diese Erziehung gerade nicht die elterliche sein, denn Beispiele und Bücher erziehen auch. Wir können uns nicht mit der Frage befassen, was überhaupt einen Werth habe, das führt zu weit, und kann ich den Leser, falls ihn meine Ansicht darüber interessirt, auf meine „Vorurtheile“ verweisen. Ueber einige Allgemeinheiten können wir uns aber doch verständigen.

So verschieden auch die Ansichten über die Werthe, Lebensaufgaben und Zwecke sein mögen, darin werden alle übereinkommen, dass das

Glück etwas Relatives sei; dass es Verhältnisse gibt, welche den Einen bereits glücklich machen, während sie dem Anderen unerträglich scheinen. Aus dieser Beobachtung geht hervor, dass Bescheidenheit und Genügsamkeit (also die Gegensätze von Grössenwahn) unter allen Umständen einen gewaltigen, ja entscheidenden Einfluss auf das Wohl und Wehe eines Menschen üben. Wenn die verschiedenen Czaren, die Wallensteine und so viele andere waghalsige Speculanten nicht so vom Grössenwahne befallen gewesen wären, so würde es besser für sie und Andere gewesen sein. Noch weit empfindlicher ist dies für die gewöhnlichen bürgerlichen Kreise.

Ohne Streben kein Fortschritt, ohne Genügsamkeit kein Glück. Wo ist die richtige Mitte? Beginnen wir mit der Genügsamkeit.

Nichts rächt sich so sehr, als wenn Kinder über ihre Verhältnisse hinaus erzogen werden, weil sie Bedürfnisse kennen lernen, die sie aller Wahrscheinlichkeit nach nicht werden befriedigen können. Noch verderblicher wird es, wenn man den Kindern die Aufrechthaltung des Scheines einer Wohlhabenheit angewöhnt, weil sie die Realität dem Scheine selbst innerhalb der phänomenalen Werthe opfern. Es gibt glückliche Bauern und Arbeiter,

und sehr unglückliche Beamte und Gutsbesitzer. Dieser Bescheidenheit des sich Streckens nach der Decke hat Frankreich zum Theile seinen Wohlstand zu verdanken; der Gang der Entwicklung, des Bedarfes und Tausches ist dort ein stetiger, dadurch die Production gesichert, der Taglohn mehr geregelt, die Lebenshaltung erhöht; während in dem leichtsinnigen Oesterreich das Schwanken und damit die Krisen zu Hause sind.

An eine ordentliche Erziehung ist in der Civilisation nun allerdings nicht zu denken; die grösse Mehrheit kann weder für die intellectuelle, noch physische Entwicklung der Kinder etwas thun; eine richtige Beurtheilung der Fähigkeiten derselben ist ebenfalls nicht möglich, mangelt sie doch den Lehrern selbst! Ob ein Knabe überhaupt geistige Fähigkeiten hat, und ob solche mehr nach Richtung der Erkenntniss oder Kunst vorhanden sind, kann man selbst aus der äusseren Kopfbildung ohne phrenologische Hirngespinnste und Velleitäten erkennen; ich zweifle aber, dass die Majorität der Lehrer davon eine Ahnung hat. In der richtigen Beurtheilung dieser organischen Disposition und der gegebenen Verhältnisse liegt die Entscheidung, was man selbst anstreben und für was man Andere erziehen soll.

Nach dem alten, aber wahren Ausspruche: „Nitimur in vetitum cupimusque nigata“ wird der Schuster leicht seinen Sohn zum Bezirksvorstand erziehen wollen, nicht ahnend, dass es mehr unglückliche Candidaten des Staatsdienstes als unglückliche Schuster gibt.

Eines aber können die Eltern immer, und das ist, die Kinder nicht in Illusionen einwiegen, welche sie unter allen Umständen unglücklich machen müssen. Fühlt sich der Negerknabe etwa unglücklich, weil er nicht täglich bei einem ersten Restaurant essen kann?

Es liegt auf der Hand, dass die tieferen Schichten der Gesellschaft mehr den Realitäten — im phänomenalen Sinne — nachjagen, als dem Scheine, und auch zur Entwickelung des Grössenwahnes weniger Veranlassung haben. Dieser ist seiner Natur nach in den höheren Regionen heimisch und ganz geeignet, die Menschen und Nationen unglücklich zu machen.

Ein Monarch ist eine Grösse, insolange er über eine Armee verfügt, die ihm gehorcht, selbst in constitutionellen Staaten; seine Erhebung über den Nächsten ist kein Wahn, sondern eine Realität; sie wird zum Wahne, wenn ein Kleinstaat die Rolle einer Grossmacht übernehmen will, oder

wenn besagte Armee mangelt. Vom Grössenwahne befallen sind daher in der Regel entthronte Familien.

Ein depossedirter Throncandidat oder Prätendent ist gewöhnlich im Besitze von Existenzbedingungen, um welche er von Jedem beneidet werden müsste, und doch fühlt er sich unglücklich. Wäre der Graf von Chambord ein Philosoph, welcher die vanitas rerum durchblickt, er müsste nothgedrungen seinen Anhängern gegenüber folgendermassen argumentiren: „Ich habe keine Kinder, die Orléans haben die Legitimität mit Füssen getreten, die anderen Bourbons sind von der Erbfolge ausgeschlossen und sitzen auf dem Throne Spaniens, also besteht für mich gar kein Grund, im Interesse von Familien-Traditionen meine angenehme Existenz zu opfern. Eine Nation, die meine Grosseltern nach allen erdenklichen moralischen Martern und Erniedrigungen auf's Schaffot geführt, die alle zehn Jahre ihre Regierungsform wechselt, gegen ihren eigenen Willen glücklich machen zu sollen, wo ich gar keine Garantien habe, dass ich dies überhaupt vermag, kann mir nicht im Traume einfallen. Meine eigene Legitimität als König von Frankreich ist trotz der Acten des Processes Naundorf zwar sichergestellt (da dessen Kinder nur den Nachkommen morganatischer Ehe

nach europäischen Gepflogenheiten gleich zu setzen sind), aber nicht nur dass ich die Krone Frankreichs nicht anstrebe, so ersuche ich vielmehr die Franzosen, mich mit jeder Candidatur zu verschonen. Ich habe genug Vermögen, trotz des Raubes, den Frankreich an mir und meinem Hause begangen, und fühle mich als Nachkomme Heinrich's IV. vornehm genug. Macht was ihr wollt, seid glücklich wie ihr könnt, und lasst mich ungeschoren!“ Wenn der Graf von Chambord so dächte oder gar sich derartig geäussert hätte, er wäre Gefahr gelaufen, wirklich König von Frankreich zu werden. Nie hätte er sich aber so erniedrigen sollen, sich um die Krone Frankreichs zu b e w e r b e n, diese Ehre hätte der Erbe Ludwig's XVI. und Marie Antoinettens den Franzosen nicht erweisen sollen.

Die Stellung eines Prinzen von Cumberland mit den welfischen Millionen jener eines Königs von Hannover unter preussischer Oberhoheit nicht vorzuziehen, wäre reiner Grössenwahn.

Der Thron mag immerhin für die der menschlichen Natur innewohnende Sehnsucht, sich über den Nächsten zu erheben, einen eigenthümlichen Reiz haben; es mag in dem aufrichtigen Streben nützlich zu sein, oder in dem ehrlichen Wahne eines Grafen Chambord, durch den Katholicismus

Frankreich glücklich zu machen, selbst eine Entschuldigung liegen; dem Grössenwahne a priori und ganz verfallen sind hingegen die Prätensionen der sogenannten Mediatisirten, denn da sind selbst die Unterlagen der vermeintlichen Souveränität falsch, und es bleibt nichts als der Grössenwahn mit allen seinen Consequenzen.

Die sogenannten reichsunmittelbaren Geschlechter übersehen gänzlich, dass Deutschland nicht das einzige Wahlreich war, dass in Polen und Ungarn die Stände ihren König wählten. Wenn dieses Recht durch die Erblichkeit der Dynastie in Ungarn und die Theilung Polens auch früher aufhörte als in Deutschland, so ist dies ein geringfügiger Unterschied. Es wäre überdies zu berücksichtigen, dass die Wahl in Deutschland nur den Churfürsten und nicht dem Adel zustand. Dass ferner noch im Jahre 1847 sehr viele Magnaten das jus gladii hatten, also die hochpeinliche Gerichtsbarkeit und den eigenen Galgen, dass sie ganze Ortschaften besassen, welche zur Heerfolge verpflichtet waren, wie überhaupt Territorien, welche die deutschen Fürstenthümer weit zurücklassen; das wissen die Herren wahrscheinlich nicht. Stellt man sich daher auch auf diesen Boden, so zerrinnt der Nimbus und die Einbildung dieser Herren in

ein Nichts; ihre bevorzugte Stellung wird ausser jener Güter, die alle wirklichen Aristokratien haben, nämlich Reichthum, Familienverbindungen, Cultur durch Generationen, auf die wenigen Privilegien beschränkt, welche ihnen einzelne Verträge einräumten, und die eher eine Last als ein Vortheil sind. Das Vorurtheil, welches ihnen die ebenbürtige seltene Ehe mit regierenden Häusern ermöglicht, versperrt ihnen zahlreiche andere Ehen und Freuden, woraus viel Kummer schon erwachsen, anderer Uebelstände nicht zu gedenken. Bei dem Umstande endlich, dass die Titel auf alle Kinder übergehen, dürfte so ziemlich jede dieser Familien sehr bald ihr enfant terrible haben, welches den Nimbus zu Gunsten der Demokratie zernagt. Es hätte auch keine Schwierigkeit, an den einzelnen Familien das Unhaltbare und Lächerliche ihres Grössenwahnes nachzuweisen, wie es das französische Parlament zur Zeit der Regence gethan, wo es die Prätensionen der Pairs mit einem Rückblick auf die Geschichte der Familien zurückwies, und den mit allen anderen gleichen Ursprung der Tremouille, Bethune Luynes, Noailles, de Gesvres, de Villeroi, Brissac, Richelieu, Saint Simon, D'Estrées, Gramont, D'Harcourt, D'Epernon, Villars, Clairmont-Tonnerre u. s. w. nachwies, wodurch sich Alles als grundlose An-

massung herausstellte; es waren Edelleute, welche sich die Prärogativen der alten wirklichen Pairs anmassten und erschwindelten. Aehnlich ist es mit den Mediatisirten und von ähnlichen Chimären ist die Aristokratie überhaupt besessen, welche, das werthvolle, reelle ihrer wirklich bevorzugten Stellung verkennend, sehr leicht sich auf den werthlosen Flitter stützt und dadurch vom Grössenwahne befallen wird. Noch weit mehr tritt dies ein beim Briefadel, der ganz und gar im Grössenwahne befangen ist, weil ihm die eigentlichen Bedingungen einer bevorzugten Existenz in der Regel abgehen. Es ist ein eigenthümliches Zeichen der Zeit und des materiellen Niederganges, wenn die Grössen und Institutionen der menschlichen Gesellschaft in Karikaturen übergehen!

Das Mitthun und Gleichthun, fussend auf dem Wahne der Gleichberechtigung mit günstiger Gestellten einerseits, und die Erhebung über andere minder Glückliche andererseits sind die Quelle des Unglückes vieler Familien und Individuen gewesen.

In der Gesellschaft ist der Eintheilungsgrund und die Werthschätzung ganz falsch. Die Moral kann den Gradmesser leider nicht abgeben, weil sie nicht messbar, nicht erkenntlich ist. Dort, wo das möglich wird, durch eine That, einen Zufall,

dort ist die imponirende Stellung gesichert, eine solche Ueberlegenheit erzwingt sich die Achtung.

Geburt, Geld, Stellung, Unbescholtenheit sind allerdings Factoren, doch keiner von ihnen kann für sich allein ausschlaggebend sein. Nur Eines ist, was unbedingt nothwendig für eine bevorzugte Lebensstellung wird, und daher als erster Factor in dem Verlangen nach Gleichberechtigung im gesellschaftlichen Sinne fungirt. Dieser Factor ist die formell vollkommene Erziehung. Das ist es, was die Demokratie ja berücksichtigen sollte. Durch eine solche wird überdies dem Grössenwahne der Lebensnerv unterbunden.

Ein Mensch, der an öffentlichen Orten oder im Salon schreit, als ob er allein auf der Welt wäre, der ohne Rücksicht auf seinen Nachbar herumstösst und sich überall hindrängt, der in seiner Sprache und seinen Ausdrücken etwas Rohes, Verletzendes hat, steht unbedingt tiefer, als ein wohlerzogener Mensch (der sich durch die Herrschaft der Vernunft vom Thiere unterscheiden soll), und wird von jeder guten Gesellschaft gemieden, eventuell selbst ausgestossen. Zur guten Erziehung gehört aber auch, dass man sich jeder Anmassung enthalte und alles Kränkende und Verletzende vermeide; ein gut erzogener Mensch wird gegen-

über Unwissenden nicht seine Gelehrsamkeit, gegenüber Armen nicht seinen Reichthum, gegenüber Menschen von unbekannter oder zweifelhafter Herkunft nicht seinen Stammbaum, gegenüber dem Unglücklichen nicht sein Glück hervorheben — er ist mit einem Worte zartfühlend.

Ein solches Benehmen gewinnt, söhnt aus, und ist das gerade Gegenstück der Handlungsweise und Denkweise eines im Grössenwahn Befangenen, wenn dieser es auch manchmal zu maskiren strebt.

Ein anmassendes Benehmen der vom Zufalle bevorzugten Classen muss nothwendig eine Reaction erzeugen, und das Streben nach Ueberhebung hervorrufen, welches wie in Frankreich mit einer furchtbaren und ebenso ausschreitenden Revolution endigt. Die französische Aristokratie wurde guillotinirt, nicht weil sie reich und mächtig, sondern weil sie anmassend wår.

Man sieht, dass der Grössenwahn seine gefährliche Seite hat.

Ich stimme den Herren Demokraten gerne bei, wenn sie Gleichstellung verlangen, nur mögen sie so freundlich sein, auch die nothwendigen Vorbedingungen früher zu erfüllen, selbst alle zwecklose Anmassung in Wort, That und Schrift

zu beseitigen, und der feinen, zartfühlenden Formen des Umganges sich zu befleissen. Ich habe das Recht zu verlangen, dass derjenige, der mit mir auf gleicher Stufe in gesellschaftlicher Beziehung stehen will, auch auf gleicher Stufe der Entwicklung stehe — das ist ein Naturgesetz. Es mag Einer mehr wissen als der Andere, das drückt sich aus in seiner Beschäftigung, in seinem Arbeitszimmer, aber die besseren gesellschaftlichen Beziehungen können nur durch den feineren Umgang ermöglicht werden, folglich darf in Sachen der allgemeinen Bildung und des Umganges keine tiefere Stufe der Entwicklung eingenommen werden — was denn die Herren Demokraten auch für ihre Person nach unten beherzigen, indem sie sich in die Gesellschaft von Teichgräbern und Oebstlerinnen zu ihrer normalen Unterhaltung nicht begeben; sie haben auch ganz Recht, aber: „Gleiches Recht für Alle!“

Haben wir uns vom Individuum zu den gesellschaftlichen Gruppen erhoben, so wird es gut sein, noch einen Schritt weiter zu thun und den Grössenwahn der Nationen und Staaten nicht ganz zu übergehen; dieser Grössenwahn erzeugte seit jeher Kriege und Eroberungen, er fordert noch heute eine Ueberbelastung des Budgets und ist die Mutter

alles Elendes und aller nationaler Ueberhebungen und Reibungen!

Bürger eines Staates zu sein, der mächtig genug ist, meine Interessen zu schützen, ist gewiss sehr angenehm und werthvoll, aber nur darum, weil er meine materielle Entwicklung zu schützen vermag, und ich habe es zu bedauern, wenn er mächtig nur auf *Kosten meiner materiellen Entwicklung* zu sein vermag. Wenn der Engländer seine Uebermacht auf dem Meere zu behaupten trachtet, so hat das einen eminent praktischen Zweck, während die Reibungen zwischen den Habsburgern und Bourbonen in alter Zeit, die panslavistischen Tendenzen Russlands in der Gegenwart, nur einem falschen Ehrgeize und dem Grössenwahne entsprangén, das Volkswohl aber zu Grunde richteten, und noch richten.

Ich bedauere allen nationalen Hader, aber ich begreife, dass ein Volk die Ueberhebung eines anderen nicht duldet, falls es darunter zu leiden hat, was um so unerträglicher wird, wenn die unterjochte Nationalität die Mittel zur Suprematie der anderen noch liefern, oder doch dazu beitragen muss. Nationen bedürfen so gut der Erziehung, wie die Individuen; im Westen — in Frankreich, Belgien und Holland — scheint eine solche aufzudämmern.

Dort beginnt man in der wirklichen, wirthschaftlichen Entwicklung den Staatszweck anzuerkenen. Im Osten blüht noch immer die Ueberhebung der Racen, und namentlich ist es mein Vaterland, welches durch Grössenwahn seine wirthschaftliche Existenz schädigt, ja selbst die nationale Existenz gefährdet.

Wir begegnen hier dem gleichen Verkennen und Schätzen von Ursache und Wirkung, von Sein und Gelten, von wahrem und falschem Werthe, wie bei den Individuen; es sind nicht die wirklichen Interessen des Volkes, sondern die scheinbaren, die man pflegt. Der Ehrgeiz von Regenten, Ministern und Parteien ist der Motor, der namenloses Elend über die Menschheit gebracht; weil dies aber seit jeher so war, so glaubt man, dass dies auch immer so sein werde und nicht anders sein könne!

Es ist hier nicht der Ort, um über die Möglichkeit des allgemeinen Friedens und die Lösung der socialen Frage zu sprechen, doch eines kann als gewiss angenommen werden, und das ist, dass die Entwicklung über alle Dynastien und Nationen hinwegschreiten wird, welche das Hinderniss sein werden, menschenwürdige Zustände zu schaffen. Die ganze orientalische Krise ist die Frucht ähnlicher Krankheiten. Dynastischer Grössenwahn, religiöser Wahn, nationale Racen-Ueberhebung und

mangelhafte Erziehung sind es, welche die dortigen Zustände geschaffen haben und noch heute verwickeln.

Der Grössenwahn ist eine Krankheit, welche in dem Streben der Ueberhebung über den Nächsten ihre vorzügliche Wurzel hat, gleich dem Ehrgeize und der Eitelkeit; er unterscheidet sich von den beiden letzteren, dass dieser Ueberhebung jeder vernünftige Grund mangelt, dass er ein Wahn ist. Bei geringen Verstandeskräften und grosser Eitelkeit kann ein kleiner oder auch nur eingebildeter Erfolg wesentlich dazu beitragen. Das unerwartete Glück hat selbst intelligentere Menschen krank gemacht — immer aber ist es eine unrichtige Schätzung von Ursache und Wirkung, also eine mangelhafte Verstandes-Function, welche dem Grössenwahne zur Unterlage dient. Das Gegenstück ist Sokrates, welcher die Eitelkeit unseres Strebens und die Nichtigkeit unseres Wissens einsah!

II.

Die Diplomatie als würdige Tochter der Civilisation.

1. Das vermeintliche diplomatische Fach.

Wenn irgend eine Ansicht den Anspruch auf allgemeine Uebereinstimmung hat, so ist es die, dass unserer Diplomatie jeder ethische Gedanke abgeht, und dass sie ohne Princip und ohne Halt heute verwirft, was noch unlängst Axiom war; dass sie nicht weiss, was sie soll, nicht weiss, was sie will und wie sie es durchzuführen hat; dass sie endlich die wirthschaftlichen Interessen des Welttheiles muthwillig mit Füssen tritt und sehr oft nur den Partei-Interessen opfert. Man könnte manchmal in eine Art Wuth gegen diese Herren Diplomaten gerathen! Zum Glücke hat der grosse Seher ein leuchtendes Beispiel gegeben und die goldenen Worte ausgesprochen: „Herr, vergib Ihnen, denn sie wissen

nicht, was sie thun!« Man wird es daher begreiflich finden, dass Menschen über diese Herren nachzudenken beginnen, welche sich mit dem praktischen Treiben der Welt ansonst nicht viel befassen.

Es gibt Curpfuscher auf der Welt, aber doch auch Aerzte und eine medicinische Wissenschaft; es gibt gewissenlose Winkelschreiber, aber doch auch Rechtsfreunde und giltige Gesetze; wer aber die Thaten der Diplomaten in den letzten Jahrhunderten einer Betrachtung unterzieht, wird irre, ob diese sonderbaren Fachmänner von der Diplomatie nichts verstehen, oder ob es am Ende gar kein diplomatisches Fach gibt. Seit wann existirt denn eine diplomatische Wissenschaft überhaupt?

Seit dem Bestande der Civilisation, lautet meine Antwort.

Wenn aber die Diplomatie eine Frucht der Civilisation ist, so muss sie mit dieser in das wohlverdiente Grab steigen, das kann als feststehend betrachtet werden, und das ist tröstend. „Wenn der Purpur fällt, muss auch der Herzog nach«, meinte Verrina; das mag nun selten vorkommen, aber umgekehrt wird sich Schmuck und Flitter der Civilisation nicht halten lassen, wenn diese geht.

Um Jene meiner Leser zu beruhigen, welche meine Ansichten über die Civilisation nicht kennen,

füge ich hinzu, dass ich unter dem Grabe der Civilisation nicht etwa das Grab der Cultur verstehe, und nicht die Ansichten der Petroleurs und Communisten theile, sondern die Verpflichtungen des Staates und der Gesellschaft über die Sicherstellung der bürgerlichen Rechte, die das Merkmal der Civilisation sind, hinaus ausdehne; die Gesellschaft hat ihren Mitgliedern grössere Garantien zu leisten, als bloss Schutz des Eigenthums und der Person, sie hat nicht egoistisch, sondern menschenfreundlich vorzugehen. (Siehe Vorurtheile I., Seite 159, III. 334.)

Wir haben hier zwei Vorfragen zu erledigen: Ist die Civilisation wirklich die Mutter der Diplomatie, und hat diese ausserhalb derselben keine Existenzberechtigung?

Dass die Mutter Civilisation ein sehr unwürdiges Weib ist, steht für meine Leser hoffentlich ausser Frage. Ein grosser Philosoph, der im Zenith der Civilisation lebte, warf die Frage auf, ob die Welt ein Wirthshaus, ein Tollhaus, ein Zuchthaus oder eine Cloak (der Sammelplatz alles Unrathes anderer Welten) sei; ein Wirthshaus, wo Gäste kommen und gehen, und ein Tollhaus ist sie auf jeden Fall, ein Zuchthaus höchst wahrscheinlich; ob der Schauplatz von incarnirten Dämonen, das möchte man beinahe bejahen, wenn man die Rück-

sichtslosigkeit des Egoismus beobachtet, mit welcher die Civilisation wüthet; doch gibt es Wesen, die gewiss keine Dämonen in diesem Sinne sind! Es gibt wohlwollende und opferfähige Menschen. Im Ganzen genommen ist die Civilisation aber eine schlechte Welt, und man kann selbst das Bild des Unterganges der grossen H . . . Babylon in der heiligen Schrift ganz gut auf sie anwenden!

Schon die Abstammung und Bildung des Wortes: „Diplomatie“ beweist, dass die echte Barbarei keine Diplomatie haben konnte. Diplomatik ist die Urkunden-Lehre; zur Zeit eines Tamerlan und Attila gab es keine derartigen Urkunden, es gab keine Diplomaten; es gab wohl eine Art von Gesandten für specielle Fälle, doch das waren Boten, Briefträger; erst als man anfing Verträge aktenmässig zu schliessen und daher Urkunden zu verfassen, deren Bestimmungen man aber nie hielt, und deren bindende Kraft bei Beginn eines Krieges sogar völkerrechtlich aufhört, konnte von Diplomatik, endlich von Diplomaten die Rede sein.

Die Diplomatie ist also nicht nur als eine Begleiterin der Civilisation etymologisch nachweisbar, sondern wir wissen durch die Geschichte, dass die barbarischen Völker keine derartigen völkerrechtlichen Rechtsverdreher und Churpfuscher hatten.

China und Japan verschlossen sich der Civilisation und dem Völkerrechte so lange als möglich, und hatten auch insolange keine Diplomatie, der afrikanischen Barbaren-Muster-Staaten gar nicht zu erwähnen.

Ein sehr interessanter und lehrreicher Umstand ist es, dass so wie die Staatenbildung in der Civilisation auf Basis von Macht und Vertrag, nicht aber von natürlicher Entwickelung steht, welche letztere nur langsam über Macht und geschriebenes Recht zur Geltung kommt, die Diplomatie in Theorie und Praxis ebenfalls von Entwickelung gar nichts weiss, sondern nur von Vertrag, Ueberlistung, Heuchelei, Lüge u. s. w. Doch wollen wir systematisch vorgehen.

Es gibt zweierlei Arten von Diplomaten: die eine Art sind Menschen, welche die Geschäfte ihres Staates in fremden Staaten führen und dessen Angehörige schützen sollen, mit einem Worte Geschäftsträger. Ein solcher muss geeignet sein, Vorgänge richtig zu beurtheilen, gute Berichte darüber zu liefern, und allfällige Aufträge pünktlich und gut durchzuführen — von diesen Diplomaten spreche ich nicht, das sind Beamte, Organe, Consuln, welche die nöthigen Sprachen sprechen, die gehörige Repräsentation haben und die bürgerlichen

und internationalen Rechtsverhältnisse kennen müssen. Ich habe es nur mit jenen Diplomaten zu thun, die über diese Linie hinaus die Entwickelung der Dinge leiten wollen, mit den vermeintlichen Staatsmännern, welche wissen wollen, was da kommen soll und kommen wird, in der That aber gar nicht wissen, woher man sich die Daten für solche Urtheile holen soll.

Die moderne Diplomatie oder vielmehr die modernen Diplomaten bewegen sich in einem Chaos von Formalitäten, Ränken und Kunststücken, wollen Einer den Anderen überlisten und setzen die Herrschaft der Lüge in die Beziehungen von Volk zu Volk ein, die selbst zwischen Individuen vom Uebel ist; von den grossen staatsmännischen Aufgaben, von social-politischer und wirthschaftlicher Entwickelung können sie gar keinen Begriff haben — man betrachte ihre Lehrbücher!

Der „Guide diplomatique“ von Martens ist ein über 1000 Seiten zählendes, in mehreren Auflagen gedrucktes Buch, in welchem nichts anderes zum Vorschein kommt, als die Rechte, Pflichten und Classificationen der Gesandten, die Expedition, das Ceremoniel, das Gefolge, das Abbrechen der Beziehungen, das Consulatwesen, der diplomatische Styl und zahlreiche Muster desselben. Dem Minister

des Aeusseren, also dem leitenden Kopfe, sind ganze 23 Seiten von 1000 gewidmet, in welchen ungefähr dasselbe steht. Die theoretische Diplomatie hat nach dem Verfasser die genau präcisirte Aufgabe, die Beziehungen der Staaten zu regeln, während der praktische Theil in der Kunst bestehen soll, die Ereignisse vorauszusehen. Wie man aber dazu gelangen soll, das ist nicht zu finden. Er macht einen scharfen Unterschied zwischen Politik und politischer Oekonomie, die nicht zu vermischen seien; der innige Zusammenhang der gesellschaftlichen Organisation (bei ihm Politik) mit dem, was er „économie politique“ nennt, ist ihm ganz fremd. Er sieht (Seite 19) in den diplomatischen Institutionen „das Bedürfniss“, sich zu beobachten und zu überwachen, und schliesst das Capitel über die Functionen des Ministers des Aeusseren mit einer Aufzählung der Aufgaben desselben, in welchen vom Standpunkte der Diplomaten nichts vergessen ist, Redactionen der Verträge, Kriegserklärungen, Proclamationen, Vollmachts-Ausstellungen, die fürstlichen Heirathen und Parte-Zetteln, vor Allem das Ceremoniel; das Wort Entwickelung aber kommt gar nicht vor! Man findet in dem ganzen Buche nichts als die Functionen eines Beamten; von höheren Gesichtspunkten ist keine Spur vorhanden. Ist es

da zu wundern, dass so ein Fachmann in den Tag hineinwirthschaftet und gar keine Ahnung von seiner Aufgabe hat? Was nützt einem Diplomaten aus dieser Schule die Kenntniss der Geschichte, wenn er in ihr nichts sieht, als ein Verzeichniss der Kriegserklärungen, Friedensschlüsse, Ceremonien und Heirathen? Ist es da zu wundern, dass der Welttheil unter den Händen dieser Quacksalber so viel zu leiden hat?

Zur Entschuldigung des Autors muss allerdings bemerkt werden, dass er in dem Minister nur das Organ sieht, und die eigentliche Leitung der internationalen Beziehungen dem Monarchen zustellt, was allerdings so sein sollte, weil dieser das lebhafteste Interesse an der guten Führung hat. Praktisch steht die Sache aber ganz anders: es sind, besonders in neuerer Zeit, die Minister, welche die Monarchen diesbezüglich leiten, in England sogar oft gegen den Geschmack der Regenten leiten müssen. Ohne Information und Austausch der Ideen kann ein Monarch doch auch nichts leisten, und da ihm ernstere Bücher gar nicht in die Hand kommen, so ist es dennoch die Sache aller leitenden und beobachtenden Diplomaten, sich über den Begriff der Entwickelung wenigstens ad referendum einigermassen zu orientiren, wozu ich hiemit eine Anregung

geben will. Emancipation von veralteten Gebräuchen, Ansichten und Vorurtheilen ist ja das Schlagwort der Jetztzeit, warum soll ein so wichtiger Zweig der Entwickelung, wie das Verhältniss der internationalen Beziehungen, nicht auch einmal den Zopf beseitigen?

Die Erfolge der gegenwärtigen Schule sind jedenfalls glänzende! Die Armeen werden immer grösser, die Kriege fürchterlicher, die Allianzen unverlässlicher, wechselnder und stupider, weil sie auf Bögen Papier und Intriguen einzelner Individuen, statt auf der natürlichen Concurrenz der Interessen ruhen. So oft Diplomaten irgendwo zusammengetreten sind, um Ordnung zu machen, so haben sie es immer so gemacht, dass noch ärgere Verwickelungen hervorbrachen; einer längeren Ruhe erfreute sich das arme Europa nur dann, wenn die Bevölkerung durch ein zu grosses Uebermaas der Kriege erschöpft war und ohnmächtig darniederlag — nie war es das Werk der Diplomatie! Der Wiener Congress hatte Alles so zusammengefügt, wie es unmöglich bleiben konnte, aber man war müde *). Was der Wiener Congress, die Pariser Conferenz,

*) Wer sich über die Bedingungen des Friedens und der Kriege näher informiren will, kann im ersten Bande meiner „Vorurtheile“ Seite 185 mehr finden.

der Friede von Villafranca, der Berliner Vertrag Haltbares geschaffen, wissen wir aus eigener Erfahrung.

Man darf aber einem Menschen nie den Vorwurf machen, etwas schlecht gemacht zu haben, wenn man ihm eine andere Handlungsweise nicht zu substituiren vermag. Ich habe daher meine Angriffe auf die Diplomatie und die Diplomaten auch zu rechtfertigen. Ich werde mich dieser Verpflichtung auf doppelte Weise entledigen, zuerst durch Darlegung der natürlichen Fundamente der Staatenbildung und der internationalen Beziehungen, dann durch deren Anwendung auf die Geschichte; wir werden also die Theorie aufstellen und sie dann durch die Erfahrung prüfen. Der Leser wird daher keine subjectiven Anschauungen oder politische Ansichten finden, die so wohlfeil sind, wie Brombeeren, sondern die Bedingungen der Entwickelung und die Ursachen der staatlichen Attraction, daher das Resultat einer objectiven Untersuchung. Nicht etwa, was ich glaube oder wünsche, sondern was sich mit Nothwendigkeit ergibt, das soll von mir geboten werden, und das ist auch dasjenige, was von den Staatsmännern angestrebt werden sollte, weil man gegen den Strom nicht nutzlos schwimmen soll. Ich behaupte aber auch nicht, dass ein Staatsmann immer mit dem Strome schwimmen

müsse; wenn ich vor dem Niagara-Falle im Wasser wäre, so werde ich weder nutzlos gegen den Strom arbeiten, noch mit Resignation mich in mein Schicksal ergeben und dem sicheren Verderben entgegen gehen; ich werde vielmehr in Anerkennung der Strömung trachten, ans Ufer zu gelangen; ich muss aber wissen, dass vor mir der Wasserfall liegt, und dass ich vergebens gegen den Strom kämpfe.

2. Die Elemente der Staatenbildung.

Ein Diplomat muss historische Kenntnisse haben, das ist selbstverständlich, ansonst braucht er nur einen klaren Verstand und gänzliche Freiheit von Grössenwahn-Symptomen im Interesse der Objectivität. Sind diese drei Bedingungen erfüllt, so genügt der Ankauf von vier Karten, einer politischen, einer ethnographischen, einer horographischen (Gebirgskarte) und einer hydrographischen; als negative Verhaltungsmassregel würde ich ihm den Umgang und den Ideen-Austausch mit Diplomaten in Bezug auf Politik im höheren Sinne als höchst schädlich widerrathen; das Geringste, was man dabei verliert, ist eine werthvolle Zeit, es ist das auch sehr begreiflich. Die Civilisation ist der

rücksichtslose Kampf aller gegen alle, die Form der Gesellschaft der Zukunft ist die garantirte Existenz aller durch alle, das ist wie Wasser und Feuer! Ebenso müssen auch die Beziehungen der Staaten, welche derzeit auf gegenseitiger Ueberlistung und Ausbeutung beruhen, in das Gegentheil umschlagen.

Die eigentlichen Factoren der Entwickelung werden durch die drei Karten, die horographische, ethnographische und hydrographische, bestimmt, die politische Karte ist nur als das zum Theile im Wege stehende Hinderniss, aber jedenfalls als der rechtliche Status-Quo, der nicht ungestraft ignorirt werden darf, von Wichtigkeit. Diese Conflicte immer auf unblutige Weise auszutragen, sich innerhalb der Grenzen der Entwickelung zu bewegen und dem Entwickelungs-Ideale sich immer mehr zu nähern — das wäre die Aufgabe der Diplomatie.

Diese drei verschiedenen Gesichtspunkte, von welchen aus man zunächst Europa betrachten muss, stellen drei verschiedene Factoren der Entwickelung dar, welche aber sehr oft unter sich collidiren, und noch weit mehr mit der thatsächlichen politischen Gestaltung der Staaten. Diese Conflicte sind es, welche zu lösen die Aufgabe der Staats-

männer wäre, statt sie im Wege langwieriger Kriege wie zufällig dem natürlichen Gleichgewichte zuzuführen. Ich gebrauche den Ausdruck „zufällig“ nur im Gegensatze zu „absichtlich“, denn es ist eigentlich kein Zufall, sondern nur die Folge eines Naturgesetzes, dass die Unzweckmässigkeit zu Conflicten führt, und dass die Kämpfe so lange dauern, als diese Unzweckmässigkeit, welche erst durch endliche Elimination aus dem Wege geschaffen wird. So ist es unter den Gestirnen mit ihren Laufbahnen, so ist es im Kampfe um's Dasein unter den Thieren mit ihren Arten, anders kann es bei den Völkern auch nicht sein. Staatsmann ist aber nur derjenige, der die Bedingungen herbeizuführen trachtet, welche die Entwickelung fördern, und das zu beseitigen strebt, was stören kann und mit der Zeit stören muss. Wer aber das Problem gar nicht kennt, nun der wird die Lösung allerdings weder finden noch durchführen.

Das leitende Princip, welches wir für die Bewegung unter den Völkern als giltig annehmen werden und müssen, ist die Anziehung und Abstossung, welche durch materielle und selbst ideelle Interessen bewusst und unbewusst erfolgt und die Motive für Menschen und Völker liefert — also ein Princip, welches der ganzen Natur als Leitfaden

dient. Man pflegt den Ausdruck, dass irgend ein Volk oder eine Regierung dahin oder dorthin gravitirte, oft zu gebrauchen; weil man aber, oder vielmehr weil die Staatsmänner nicht wissen, warum diese Gravitation sich einstellt, so entsteht dieser politische Hexensabbath, in welchem unsere Diplomaten gleich einem Betrunkenen glauben, dass sich die Welt um sie drehe, während doch nur der höchst eigene Kopf verdreht ist.

Wir wollen nunmehr die einzelnen Karten, also den Status quo, den die Natur und die Bewegung der Völker geschaffen, des näheren besehen; doch muss ich vorausschicken, dass wir zuerst den rein idealen, von den bestehenden Verhältnissen absehenden Standpunkt jeder einzelnen Karte, und dann erst die Conflicte unter einander in's Auge fassen werden; man muss zuerst die Richtung und Gewalt jeder einzelnen Kraft kennen, bevor man die endresultirende aller finden und sich darnach richten kann. Betrachten wir zuerst die ethnographische Karte vom idealen, utopischen Standpunkte aus.

Wenn man die verschiedenen, farbigen Stellen einer solchen ethnographischen Karte ansieht, so entsteht die Frage, was spielt denn die Sprache eigentlich für eine Rolle in den Augen eines ob-

jectiven, über die nationale Leierkasten-Musik erhabenen Denkers? Wir haben da folgende allgemeine Thatsachen zu constatiren:

1. Jedes Gemeinwesen strebt sich für gewisse Zwecke zu vergrössern, weil in seiner relativen Grösse eine Macht und Beruhigung in vieler Beziehung liegt (nicht in jeder), welche ein kleineres Gemeinwesen entbehren muss. Es wird daher zwischen zwei verschiedenen Staatsangehörigen gleicher Nationalität immer eine Anziehung bestehen, wenn sie von grösseren Nachbarn umgeben sind.

2. Je kleiner eine Nationalität in einem Staate vertreten ist, desto mehr wird sie die naturgemässe Vereinigung mit ihren Sprachgenossen anstreben.

3. Je kleiner eine Nationalität ist, desto kindischer, eifersüchtiger und Grössenwahn-behafteter ist sie.

4. Die gemeinschaftliche Sprache ist eine fast nothwendige Voraussetzung einer gemeinschaftlichen Administration.

Vom ideal-ethnographischen Standpunkte also wäre die Vereinigung aller dieselbe Sprache sprechenden Menschen zu einem administrativen Gesellschaftskörper für die Entwicklung wünschenswerth, weil eine solche Gravitation besteht; doch ist zu constatiren, dass dieser Eintheilung durch

geographische Verhältnisse, politische Thatsachen und Verträge Hindernisse entgegenstehen. Diese zu erkennen und durch eine Synthese die Gegensätze auszugleichen — das wäre die Aufgabe der Diplomatie. Man kann ein unnatürliches Verhältniss allerdings durch einige Zeit aufrechthalten, auf die Dauer aber geht es nicht. Um den Leser aber vollkommen darüber zu beruhigen, dass ich zu den Nationalitäts-Schwärmern nicht zähle, sondern als Kosmopolit die nationale Idee nur als einen in Europa derzeit bestehenden Factor anerkenne, mit dem man rechnen müsse, will ich ein offenes Bekenntniss ablegen.

Das Interesse der Menschheit würde erfordern, eine allgemeine Weltsprache im Interesse der Literatur, des Fortschrittes, der Brüderlichkeit und des allgemeinen Friedens einzuführen; es erscheint einem Kosmopoliten geradezu lächerlich, dass eine Massregel, die in dreissig Jahren durchführbar wäre, auf allgemeinen Widerspruch stossen kann. Wenn nun eine so grossartige That gegenwärtig auch keine Aussicht auf Durchführung hat, so wird, allerdings erst mit der Zeit, es dennoch zu so etwas kommen. Die rapide Zunahme des Menschengeschlechtes auf menschenleeren Latifundien wird es mit sich bringen, dass Amerika und Australien bald mit europäischer Dich-

tigkeit bevölkert sein werden; das wärmere Klima und noch andere Umstände werden Amerika sehr bevorzugen; es könnte daher in einer späteren Zeit nur von dem Kampfe zwischen der englischen und der spanischen oder portugiesischen Sprache die Rede sein, in welchem Kampfe die englische Sprache wegen der weit grösseren Ausdehnung, wegen des Vorsprunges, den sie über die spanische in Europa und Amerika hat, wegen der Cultur und selbst ihrer inneren Eigenschaften halber als Siegerin hervorgehen muss. Der von Slaven bewohnte Theil Russlands ist dagegen verschwindend, selbst unter der Voraussetzung, dass der Unterschied zwischen Gross- und Weiss-Russen auf dem Gebiete der Literatur ausgeglichen werde. Es kann als eine mit mathematischer Gewissheit ausgestattete Wahrheit angesehen werden, dass in wenigen Jahrhunderten die deutsche und französische Sprache in der Welt jene Rolle spielen werden, welche gegenwärtig der magyarischen oder rumänischen in Europa zukommt; wo diese letzteren dann hingerathen werden, das weiss ich nicht. Ich überlasse die Beweisführung den Ziffern.

Die englische Sprache hat in Amerika ein Sprachgebiet von über 300.000 Q.-M., in Austra-

lien noch dazu 138.000 Q. M., die spanische Sprache von über 200.000, die portugiesische von 150.000 Q.-M. Die dort lebenden Indianer sterben aus, und können kein Hinderniss bilden. Der Boden ist besser, die Ströme gewaltiger, das Clima günstiger, die Naturschätze reichhaltiger. Was sollen da Nationalitäten, die ein Ausdehnungsgebiet von 10 bis 15.000 Q.-M. haben, dagegen ausrichten? Um was soll sich die Einwohnerzahl in Europa vermehren? Die Stadt New-York hat ihre Einwohnerzahl in 50 Jahren verzehnfacht, Brooklyn verhundertfacht, Chikago ist in 30 Jahren von 4.000 auf 300.000 Einwohner gestiegen! Eins zu zehn ist das höchste, was erreicht werden kann, wobei gar nicht berücksichtigt ist, dass englisch und spanisch in Europa fast ebenbürtig vertreten sind; es erscheint die ganze neue Welt als ein plus. Indien ist da nicht mit zu zählen, das kann nicht entnationalisirt werden. Dass diese Rechnung steht, wird schon heute fühlbar. Die Tagesblätter veröffentlichen soeben, dass der Bücherexport Englands in 10 Monaten fast 4 Mill. Gulden betrage, also ein Mehrfaches des deutschen; nun gibt es aber in England weniger Autoren und Produkte als in Deutschland, daher denn die englische Literatur schon gegenwärtig den Charakter der Weltsprache annimmt. Was wird später geschehen?

Die ungeheure Ausdehnung dieser Racen oder vielmehr Sprachgenossen wird auch einen wohlthätigen kosmopolitischen Einfluss üben, worüber später. Kehren wir zur eigentlichen praktischen Aufgabe zurück. Ich wollte durch diese Excursion nur legitimiren, dass ich einen objectiven Standpunkt einnehme, und dass die Germanisation, Magyarisirung, Slavisirung so wie alle nationalen Krankheiten mir fern stehen.

Europa ist bewohnt von drei grossen Völkerfamilien, der romanischen, germanischen und slavischen Race, welche den Südwesten, den Nordwesten und den Osten des Welttheiles einnehmen; diese Familien sind ungefähr von gleicher Grösse, je 80 bis 90 Millionen, aber doch von verschiedener Literatur selbst innerhalb der Familie, so dass dieses Gleichgewichts-Verhältniss kaum von irgend einem Belang ist. Die romanische Race zerfällt in drei sehr ansehnliche Staaten, die germanische Race zählt deren zwei, wenn man will, selbst drei; nur die slavische Familie hat e i n e n sehr grossen Staat, welcher die kleineren Brüder zu verschlingen nicht übel Lust hat. Wenn Russland seinerseits durch sein Gebahren auch alles aufbietet, eine Vereinigung den Slaven n i c h t wünschenswerth zu machen, so thut das übrige Europa auch alles, was in seinen

Kräften steht, den nichtrussischen Slaven das Leben sauer zu machen und dem Panslavismus wenigstens als Idee jeden Vorschub zu leisten. Nichts desto weniger sind die anderen Factoren, auf die wir später kommen, dem panslavistischen Streben nicht günstig, und wird von einem Panslavismus ebenso wenig die Rede sein können, als von einem Panromanismus oder Germanismus. Es scheint auch Russland thatsächlich mehr auf seine Glaubensbrüder sein versengendes Auge geworfen zu haben. Dieser Boden ist nun allerdings für den Aufbau der lockerste, dessen baldiger Einsturz nicht ausbleiben wird.

Für Spanien, England, Frankreich und Italien sind die ethnographischen Grenzen so ziemlich übereinstimmend mit den politischen; nicht so ist es mit Deutschland, Oesterreich und der Türkei. Die westliche, nördliche und ein Theil der südlichen Grenze Deutschlands entsprechen der ethnographischen Karte, im Osten und Südosten findet dies nicht statt. Es ragen zwei slavische Zungen in das deutsche Element, oder wenn man will, es ragen drei deutsche Zungen in das slavische Element, die eine zwischen der Drau und dem Böhmerwalde, die andere längs der Oder, die dritte längs der Ostsee.

Man müsste der Wahrheit in's Gesicht schlagen, wenn man ignoriren wollte, dass es viele Menschen gibt, die an die Vereinigung des deutschen Elementes denken und davon sprechen, obgleich einer solchen die anderen Karten und das materielle Interesse entschieden widersprechen. Wir können diese sehr verwickelte Frage darum auch erst nachträglich untersuchen. Jedenfalls aber ist die Existenz grossdeutscher Gedanken immerhin ein Beweis, dass der ethnographischen Karte eine Bedeutung zukomme, dass eine Anziehung bestehe, wie sich diese in Italien auch zur Evidenz erwiesen hat, an Schleswig-Holstein und Elsass-Lothringen brauche ich meine Leser nicht erst zu erinnern.

Weit ungünstiger liegen die Verhältnisse der kleinen Nationalitäten, die vom politischen Standpunkte ein wahres Mosaik ergeben. Wenn wir von Polen und Ruthenen vorläufig absehen, so haben wir 9 Inseln vor uns liegen, welche so ziemlich regelmässige Figuren ergeben — denn von kleinen Parzellen müssen wir absehen.

Die Czechen liegen zwischen Reichenberg, Theresienstadt, Pilsen, Klattau; sie gehören sämmtlich einer Grossmacht an, sind aber in zwei Administrativ-Körper geschieden.

Eine zweite Insel, die der Slovaken, wird gebildet durch die Linie Pressburg, die kleinen Karpathen bis zum Rücken der grossen Karpathen, von wo aus sie über Unghvár, Kaschau, Neuhäusel nach Pressburg zurückläuft. Die Slovaken liegen so ziemlich innerhalb des ungarischen Verwaltungs-Gebietes. Ihr natürlicher, materieller Gravitationspunkt ist Budapest und die Donau, so wie andererseits ihre natürliche Grenze durch die Karpathen gebildet wird.

Die Magyaren nehmen die Steppe ein, weil sie aus einer solchen kamen, ihrer Natur und Cultur treu bleibend; diese Insel hat als Grenze die Linien von Pressburg, Körmönd bis zur Drau und Donau, von Neusatz nach Szathmar.

Die rumänische Insel geht von Neumoldava, Werschetz, Grosswardein, Szathmar, Czernowitz, längs dem Dniester zum schwarzen Meer, und schliesst im Süden so ziemlich mit der Donau ab. In diesem Ringe befindet sich beinahe in der Mitte eine kleine Insel, welche von Magyaren und Deutschen bewohnt wird.

Die Serbo-Kroaten bewohnen ein ganz gut abgerundetes Gebiet, welches von Montfalcone nach Tarvis, Marburg längs der Drau zur Donau geht,

und bei Semendria über Nisch und Antivari in's adriatische Meer einmündet.

Auf dem Reste der türkischen Halbinsel finden wir noch 4 verschiedene Flecke von so ziemlicher Abrundung, die Bulgaren, Griechen, Albanesen und in der Dobrutscha die Türken. Wir hätten also mit den Polen 10 kleinere farbige Flecke; was soll mit diesen Nationalitäten geschehen? Sollen sie als kleine Staaten leben, sollen sie sich vereinigen? Eine Antwort darauf kann man nicht geben, bevor wir nicht die anderen Karten ebenfalls einer Prüfung unterzogen haben werden.

Ich bin selbstverständlich weit entfernt, einem Staatsmanne zuzumuthen, dass er eine solche einfache Nationalitäten-Politik treiben soll, wohl aber muss er diesen Drang kennen, und selbst anerkennen, daher überall, wo wesentliche Interessen und Hindernisse nicht entgegenstehen, die noch nicht weggeräumt sind, mit dem Strome schwimmen; am allerwenigsten darf er dort, wo diese Interessen beleidigt sind, auf eine Ruhe hoffen; er muss, wenn er den Namen eines Staatsmannes verdienen will, wissen, dass dort der Conflict in Permanenz bleibt. Es kann ein Staatsmann auch die Wirkungen der nationalen Idee in der Gegenwart nicht ignoriren, wenn er an den Aufbau Italiens, an den deutsch-

dänischen Krieg, an die Abtretung des französischen Savoyen und an Elsass und Lothringen denkt.

Wenden wir uns nun zur horographischen und hydrographischen Karte.

Es wird jeder Landwirth, jeder Reisende, der Nachbar und der Jäger wohl wissen, was das heisst „über dem Gebirge". Der Jäger und Landwirth wird den Kamm als Grenze wünschen, und der Reisende und besuchende Gast die Beschwerlichkeit des Verkehres wohl berücksichtigen. Im grossen Ganzen ist dies bei den Völkern auch nicht anders. Wir haben in Europa drei bedeutende Gebirgskämme, die Pyrenäen, die Alpen und die Karpathen. Thatsächlich sehen wir auch in ihnen die politischen Grenzen der Länder seit langer Zeit; die Alpen insbesondere geben uns ein sehr lehrreiches Beispiel. Sie unterscheiden sich von den Pyrenäen und Karpathen dadurch, dass sie keinen so regulären Kamm, sondern einen grossen Gebirgshaufen bilden. Diesem Umstande ist es zuzuschreiben, dass die drei Nationalitäten, welche in der Schweiz leben und an ihre Sprachbrüder grenzen, die doch grosse Staaten bilden, dennoch von Letzteren nicht absorbirt wurden; denn ein Gebirgsrücken ist ein grosses administratives Hindernis, ein Differenzpunkt zahlreicher Interessen.

Wir finden auch im übrigen Europa lehrreiche Beispiele, so hat Böhmen und Siebenbürgen den Gebirgskamm als Grenze, obgleich der westliche Rand Böhmens von einer rein deutschen Bevölkerung bewohnt und ganz Siebenbürgen vom rumänischen Elemente umflossen ist. Selbst das lockere Verhältniss und die häufige Trennung Schwedens und Norwegens ist darauf zurückzuführen; der Gebirgskamm zwischen diesen ist fast ein grösseres Trennungsmittel gewesen, als das schmale Meer für Dänemark und Norwegen.

Man hat also allen Grund, die Gebirgskämme für einen Factor in der Staatenbildung zu halten. Sie haben eine anziehende und abstossende Gewalt; man wird für alles Jenseitige gleichgiltig, während man über sich keinen fremden Jagdherrn duldet.

Die hydrographische Karte hat für Europa eigentlich nur eine maritime Bedeutung, weil die europäischen Flüsse nicht von besonderer Grösse sind. Jedes Land hat einen legitimen Anspruch auf das Meer, und es wäre geradezu lächerlich, wenn man Deutschland von der Nordsee, oder Russland vom schwarzen, Oesterreich vom adriatischen Meere abtrennen wollte. Die Interessen der Ent-

wickelung können des wichtigsten Verkehrsmittels nicht entrathen; diesbezüglich ist Europa gut gegliedert, und es bleiben nur noch die Flüsse zu berücksichtigen.

Der grösste Fluss, die Wolga, liegt ganz im russischen Gebiete, ebenso noch vier den Rhein weit überragende Flüsse. Dass die Wolga nicht jenen Werth hat, den sie haben könnte, liegt in dem Umstande, dass sie in einen Binnensee mündet, der in späteren Generationen aber mit dem schwarzen Meere verbunden werden wird, wie er es ohne Zweifel einmal war.

Die Donau hat den Nachtheil, dass sie von der grossen Fluthwelle nicht gehoben wird, wie die westlichen Ströme, und dadurch den grossen Seeschiffen nicht so zugänglich ist. Sie ist aber eine immerhin sehr wichtige Verkehrsader, und wäre es lächerlich, wenn man z. B. Serbien von ihr abschliessen wollte. Das deutsche Zollgebiet ist im Besitze von Passau, also einem Punkte genügender Schiffbarkeit, ebenso Aussig an der Elbe im Besitze Oesterreichs. Es wäre daher diesbezüglich auch nichts zu ändern. Der Rhein ist weit kleiner, aber durch die Fluth der Schiffahrt günstiger als die Donau; er ist ein eminent deutscher Fluss, indem

seine eigentliche Schiffbarkeit doch nur bei Mainz beginnt, was schon aus dem Projecte, von Strassburg längs dem Rheine einen Canal zu bauen, hervorgeht.

Alle Flüsse sind Verkehrsadern und keine Grenzen, wenn sie nicht eine bedeutende Breite annehmen; nur in der unteren Donau nimmt der Fluss eine Form an, welche ihn als administrative Landesgrenze anempfiehlt. Wohl aber kann man sagen, dass die Anreiher selbst gemeinschaftliche Interessen haben können, wie etwa die Donauländer auf die Donaumündung.

Die Ansprüche, welche z. B. auf den Rhein durch Frankreich erhoben wurden, als einer natürlichen Grenze, waren unberechtigt, und lediglich die Frucht nationaler Eitelkeit und nationalen Grössenwahnes. Der schmale Streif Landes zwischen den Vogesen und dem Rhein, wo er den Namen eines schiffbaren Flusses nicht verdient, war ohne Bedeutung, und es könnte eher von dem natürlichen Rechte der Anreiher auf die Flussmündungen die Rede sein, daher der Rhein Deutschland, und die Donau den Donauländern, also deren mächtigsten, Oesterreich-Ungarn, zugesprochen werden müssten. Doch sind im Frieden alle Wässer offen, und im

Kriege sind sie das Eigenthum desjenigen, der die Macht hat, sie zu benützen oder zu sperren. Es genügen daher Garantien für die Beseitigung aller Verkehrs-Hindernisse durch Versandung, Zoll u. s. w.

Dass die Gebirge, Meere und Flüsse die nationale Idee überwinden können, wird am schlagendsten durch die staatliche Zerklüftung trotz der Ausdehnung der spanischen Sprache in Amerika bewiesen. Das spanische Element zerfällt in mehrere Staaten, denn was für gemeinschaftliche Interessen sollen z. B. Mexico und die argentinische Republik haben? Man sieht, dass die nationale Krankheit einen kleinstädtischen Charakter hat, und dass sie in der grossen Welt nicht vorkommt; so wie denn die Eifersucht und das kleinstädtische Wesen in den grossen Weltstädten auch weit weniger zu finden ist.

Die politische Karte gibt uns ein Bild der gegenwärtigen Staatenentwickelung; diese wird nicht durch die nationale Idee allein geleitet, sondern hat für die Krystallisation noch drei Anziehungsmomente: 1. Grösse und Bedeutung des Landes (der Ausdehnung und Einwohnerzahl nach); 2. Grösse und Bedeutung eines Centrums — von grosser Wichtigkeit! 3. Cultur — nach dem alten Satze: „Ubi bene, ibi patria“.

Wenn wir die politische Karte betrachten, so finden wir folgende Verhältnisse in Europa vor:

	Einwohnerzahl	Quadratmeilen
Russland	86 Mill.	104.414
Deutsches Reich .	42 „	9.803
Oesterreich . . .	37 „	11.304
Frankreich . . .	37 „	9.599
Grossbritannien .	34 „	5.720
Italien	27 „	5.382

Das wären die Grossmächte; fügen wir noch Spanien mit 16 Mill. Einwohner und 9089 Qu.-M., ferner Schweden-Norwegen mit 13.780 Qu.-M., aber nur 6 Mill. Einwohner hinzu, so sinken wir gleich in Europa auf 1 bis 2 Tausend Qu.-M. und 5 Mill. Einwohner. (Die Türkei kann heute nicht mehr mit 8 Mill. eingestellt werden.)

Nach dieser Tabelle scheint die Summe von 30 Mill., welcher etwa eine Million Streiter entspricht, dasjenige zu sein, was man unter Grossmacht versteht, nur Russland macht durch Ausdehnung und Bevölkerung eine Ausnahme.

Auf Basis dieser Zahlen hin von einer Gleichgewichts-Theorie zu reden, ist lächerlich, die Macht-Unterschiede der Staaten sind zu gross; wäre die früher behauptete Gleichgewichts-Theorie mit 5 Grossmächten die richtige gewesen, so müsste

das Gleichgewicht heute als gestört erscheinen. Von der bindenden Kraft der Verträge wird doch heute Niemand mehr sprechen wollen; es kann daher nur von Interessen die Rede sein, auf deren Grundlage ein Gleichgewicht gesucht werden könnte. Es ist klar, dass eine Million Streiter auf der einen oder andern Seite mehr oder weniger verhängnissvoll werden könnte, und die ganze Kunst, den Frieden zu erhalten, kann nur darin bestehen, dass jeder Stänker sich gegenüber eine Uebermacht findet, die durch Allianzen geschaffen wird; diese können aber dauernd nur dort gefunden werden, wo die Interessen in keinem Punkte differiren, sondern in wesentlichen Punkten congruiren.

Was den zweiten Punkt, die Anziehungskraft eines geeigneten Centrums, anbelangt, so ist es klar, dass eine grosse mächtige Stadt, in welcher sich Intelligenz, Capital, Industrie angehäuft, eine grosse Anziehung auf ihre Umgebung ausüben muss, und dass umgekehrt ein Grossstaat ohne ein solches würdiges Centrum nicht gedacht werden kann. Spanien hat sein Madrid, Frankreich sein Paris und England sein London, wenn auch nicht als das geographische Centrum des Landes, so doch des Reiches, denn es liegt dort, wo der

einzige schiffbare Fluss des Landes den grössten Schiffen noch zugänglich ist, in der Nähe Europas. Italien hat sein Rom, nur Deutschland hatte kein solches Centrum. Wie würde es aussehen, wenn die Habsburger ihren Sitz nicht in Wien, sondern etwa in Frankfurt oder Nürnberg genommen hätten? Dieses Wien besteht aber nun einmal, und zwar in kurzer Zeit als die schönste Stadt, als ein Centrum Europas, als die dritt reichste Stadt der Welt; wer wird läugnen können, dass eine solche Stadt ihre Anziehung ausübe? Wer kann glauben, dass sie ihre Centralstellung werde aufgeben wollen? Wien hat einen mehr kosmopolitischen Anstrich, dieser dürfte in der nächsten Generation noch erhöht werden, denn es ist Thatsache, dass nach den statistischen Daten der Hochschulen ungefähr die Hälfte der Intelligenz der Zukunft semitisch sein wird. Der Jude ist Kosmopolit in einem gewissen Sinne, aber von geringer Liebenswürdigkeit, und wird diese Unliebenswürdigkeit nicht abgestreift, so könnte das für Wien verhängnissvoll werden. Noch verhängnissvoller könnten politische Verhältnisse für Wien werden; man denke an Rom, was es war und was es ist! Der Aufschwung Berlins in neuerer Zeit ist ebenfalls ein Beweis von der Wechselwirkung zwischen Staatsgebiet und Centrum.

Russland hat sein natürliches Centrum, Moskau, zu seinem Schaden aufgegeben und die Czaren sind an ein Meer gezogen, das gar kein Meer ist. Peter der Grosse hätte für seine Eroberungspläne weit besser gethan in Moskau zu bleiben, oder wenigstens Kiew oder einen Platz am Azowschen Meere zu wählen, je nach der Tendenz der Ausdehnung. Wer kann läugnen, dass selbst Budapest dem magyarischen Elemente einen grossen Vortheil gegenüber den anderen Nationalitäten gibt? Die Serbo-Kroaten werden mit Belgrad oder gar Agram und Serajevo auch nicht weit kommen, wesentlich würde sich ihre Situation hingegen ändern, wenn Triest, welches bis zur Drau von Slaven umgeben ist, zum Centrum würde. Man sieht, welchen Einfluss ein solches Centrum übt und üben kann.

Würde es vereinigte Staaten von Europa geben, so wäre das kosmopolitische Wien, würde es eine Weltherrschaft geben, so wäre Constantinopel die natürliche Hauptstadt.

Das „Ubi bene ibi patria“ hat auch seine Rechte, und sollte sie eigentlich auf durchschlagende Weise haben.

Wenn wir die Nebelflecke in Sternhaufen verwandeln, wenn wir die Milben in irgend etwas erkennen wollen, so müssen wir unsere Augen be-

waffnen, d. h. den Gegenstand vergrössern, dann sehen wir deutlicher. Eine ähnliche Procedur nehmen eigentlich die Witzblätter vor, denn sie vergrössern die Schwächen und Schattenseiten, bringen sie daher dem Leser zum besseren Bewusstsein und Verständniss. Vergrössern wir also auch, um die Denkfehler unserer Herren Staatspfuscher in ein besseres Licht zu setzen.

Wenn die französische Republik statt Schulden zu machen, die Steuern immer heruntersetzen würde; wenn sich dort Production und Wohlbefinden immer steigern, in Deutschland hingegen durch den Militarismus und die Arrogance der Behörden die Zustände immer ärger werden würden, wäre da eine Aussicht vorhanden, die Elsässer und Lothringer an sich ziehen zu können?

Kann man glauben, dass die finanzielle Gebahrung und die Behandlung, welche Ungarn den fremden Nationalitäten angedeihen lässt, einladend für dieselben sein kann, in den ungarischen Staatsverband zu treten? Ist der russische Staatsverband aus ähnlichen Gründen für die Slaven einladend? Das materielle Wohl gehört denn doch auch zur Entwickelung, und die ganze Politik ist nur Entwickelung; der ihre Bedingungen nicht kennt, ist vielleicht alles — aber kein Staatsmann. Die

finanziellen und freiheitlichen Zustände eines Landes sind ein gar gewaltiger Factor, weil sie eine Anziehung oder Abstossung in sehr berechtigter Weise üben.

Damit hätten wir die verschiedenen Factoren der Entwickelung klargelegt; natürliche Grenzen, natürliche Verkehrsmittel, Identität und Verschiedenheit der Sprache, endlich die anziehende Kraft, welche Macht, Cultur, Freiheit ausüben. Im geraden Verhältnisse der Masse und im umgekehrten der Entfernung ist eine bekannte Formel, welche auch hier Giltigkeit hat.

3. Die praktische Anwendung.

Was die Staatenbildung anbelangt, so ist es unzweifelhaft und durch die neuere Geschichte auch erwiesen, dass nur im Osten Europas Veränderungen und Neubildungen von einiger Bedeutung zu erwarten sind. Wollen wir drei Beispiele anführen, wie vom objectiven Standpunkte Entwickelungsfragen zu behandeln wären. Einem conservativen Leser werden vielleicht die Haare, oder die Glatze zu Berge stehen, wenn er von solchen Operationen hört, aber er möge sich vorläufig beruhigen, der Teufel ist nie so schwarz, als man sich ihn vor-

stellt. Die wirklichen Verschiebungen, die der Welttheil in diesem Jahrhunderte schon erlebte, waren viel grösser als diejenigen, welche ich lediglich zum Zwecke der Illustration vorbringen werde.

Eine Herstellung des nationalen (nicht historischen!) Polens, ist eine stehende Frage, welche bei jedem Kriege Russlands auftaucht, und diese Herstellung kann immerhin als ein Petitum aufgefasst werden, welches die Grenzen der Möglichkeit und Billigkeit nicht überschreitet, allerdings könnte das nur auf Kosten einiger Grossmächte geschehen, für welche ein Aequivalent ihrer Machtstellung ausfindig gemacht werden müsste und könnte. Die Theilung Polens war eine schmachvolle Handlung; es ist da nicht nur ein Unrecht gut zu machen, sondern es sind die Bedingungen einer nationalen Existenz und Berechtigung gegeben. Das nationale (nicht historische, andere Nationalitäten einschliessende) Polen wird weder durch Meere noch Gebirge getrennt, das Nationalgefühl ist wach, (denn kosmopolitische Ideen sind noch in weiter Ferne!) und es würde die Entwickelung und Ruhe Europas nur gewinnen, wenn die polnische Frage aus der Welt geschaffen und zwischen Russland und Europa noch ein kleinerer Mittelstaat errichtet würde. Ein wirklicher Staatsmann darf allerdings

nicht unreife Früchte vom Baume nehmen, er darf eine Herstellung Polens nicht forciren, aber er darf sich ihr auch nicht widersetzen, im Gegentheile, er hat dieses Programm immer im Auge zu behalten, um den Fehler gut zu machen, den eine unstaatsmännische, entwickelungswidrige Politik im vorigen Jahrhundert begangen. Wie stünde es aber mit der Entschädigung?

Russland könnte durch den ruthenischen Theil, welcher die grössere Hälfte Galiziens bildet, entschädigt werden, und Oesterreich gewänne oder vielmehr hätte seine natürliche Grenze, den Kamm der Karpathen. Wo für Oesterreich-Ungarn die Ergänzung seiner Machtfülle zu suchen wäre, ist unschwer einzusehen.

Rauben oder nehmen ist zwar ein sehr einfaches, aber weder humanes noch taugliches Mittel, wenigstens wäre das nicht das Werk von Staatsmännern; doch so energisch ich auch mein Eigenthum vertheidigen werde, so wird sich wohl immer ein Compromiss finden, eine Modalität denken lassen, indem ich es gegen ein anderes abtrete. Wir stehen hier vor einer doppelten Art von Aequivalenten, welche nothwendig wären.

Jeder Staat betrachtet den Verlust von Land als eine Schwächung seiner Macht, er will minde-

stens Ersatz in irgend einer Weise, und da mit Ausnahme des östlichen Europa die Grenzen so ziemlich zutreffend sind, so würde es sich im Westen nur um geringe Grenzregulirungen handeln. Mit den Potentaten oder Staaten als moralischen Persönlichkeiten würde sogar sehr leicht zum Ziele zu gelangen sein, wenn es sich um allgemeine Wohlfahrtsacte handelt, die ohne Verletzung der Würde und Machtstellung durchgeführt werden. Der oberste Grundsatz einer menschenwürdigen Entwickelung ist, Niemand etwas zu nehmen, Niemand zu vergewaltigen und die Einwilligung eines Jeden zu erwerben.

Doch wäre es eine der modernen Entwickelung in das Gesicht schlagende Massregel, wenn man Land und Leute einfach wie eine Waare gegen ihren Willen abtreten oder vertauschen wollte; wie kann man aus dieser Klemme kommen?

Das Rechtsverhältniss von Privateigenthum und öffentlichen Anforderungen giebt uns einen Fingerzeig.

Es muss als Princip festgestellt werden, dass mich Niemand zwingen kann und darf, Mitglied eines Staates gegen meinen Willen zu werden; da ich aber an mein Eigenthum und an meinen Erwerb gebunden bin, so ist das Einverständniss einer

Bevölkerung zu derartigen Transactionen nothwendig, welches jedoch nicht durch die Spielerei der allgemeinen Abstimmung allein sicher zu stellen ist, wie sie unter Louis Napoleon in Scene gesetzt wurde. Es muss allerdings die Majorität des Landes damit einverstanden sein, doch ist in diesem speciellen Falle weit mehr der Grund- und Realitätenbesitz massgebend; der Geschäftsmann, Capitalist oder Arbeiter ist immer bereit und auch in der Lage, seinen Aufenthalt zu wechseln, wenn es ihm Vortheil bringt, nur der Grundeigenthümer ist durch viele Bande an die Scholle gebunden, und kann ohne schwere Opfer seinen Aufenthaltsort nicht wechseln.

Habe ich aber das Recht, auf meinem Eigenthume zu beharren, wenn eine Eisenbahn, ein Gemeindebau oder ein Bergmann meinen Boden braucht? Gewiss nicht, ich werde reichlich entschädigt, aber ich muss dem allgemeinen Interesse ein Opfer bringen.

Es ist also geradezu lächerlich, wenn man glaubt, dass eine Combination nicht denkbar wäre, in welcher die Potentaten oder Staaten unter Wahrung des bestehenden Gleichgewichtes berechtigten Wünschen nachkommen könnten; es

ist lächerlich zu glauben, dass irgend ein Strich Landes ohne Rechtsverletzung nicht acquirirt werden könnte. Allerdings müsste der neue Acquisitor einer gewünschten Expropriation ebenso gewissenhaft nachkommen, als die Bau-Unternehmung einer Eisenbahn. Wenn ich mich als Grundbesitzer Südtirols denke und mit der etwaigen italienischen Staatsbürgerschaft nicht einverstanden erklärte, so müsste mich die italienische Regierung herauskaufen, nicht zu idealen, aber zu guten Preisen; der etwaige Verlust, den eine Regierung durch Kauf und Verkauf der Liegenschaften erlitte, ist ganz verschwindend gegenüber den Auslagen der Bewaffnung oder gar des Krieges. Der Fond für die Verluste beim Kaufe und Wiederverkaufe ist sehr gross, denn er kann aus dem Kriegsbudget bestritten werden. Ich bin als Bewohner eines solchen Aequivalent-Stückes weder zu gehen, noch zu bleiben gezwungen; um letzteres ohne Schädigung meines Eigenthums vermeiden zu können, muss die Ablösung durch den Staat erfolgen. Bei einer derartigen Behandlung der schwebenden Fragen würde man die Ueberraschung erleben, dass die Macht der nationalen Idee schwindet, so wie der Druck aufhört, und dass sie sich in kosmopolitische Ideen umsetzt.

Es ist nun allerdings nicht Sache der Diplomatie, beim grünen Tische eine neue Eintheilung zu machen, das könnte nur ein Napoleon der Erste; aber eines kann sie, sie kann bei Conflicten hindern, dass Verträge gemacht werden, die wieder zu Conflicten führen müssen; das wäre so eine Aufgabe der Diplomatie. Die Diplomatie kann nicht das Königreich Polen herstellen und etwa den König von Sachsen oder Karol von Rumänien einsetzen, die Ruthenen Galiziens an Russland überlassen, Oesterreich durch Rumänien und Serbien entschädigen, aber sie muss nicht Verträge schliessen, wie den Berliner Vertrag; sie braucht nicht wegen einer montenegrinisch-albanischen Bagatelle den Welttheil wenn nicht in Brand, so doch in finanzielle Calamitäten zu stürzen. Wenn z. B. die Türkei die Vereinigung Bulgariens perhorrescirt, so kann man begreifen, dass sie kleinere Staaten lieber zu Nachbarn hätte, aber wie ein europäischer Staatsmann auf der Trennung bestehen kann, ist unbegreiflich, da die Vereinigung früher oder später erfolgen m u s s.

Wie ungeschickt die Herren Staatsmänner seit jeher gehandelt, mögen einige Beispiele illustriren.

Als der letzte männliche Habsburger auf dem spanischen Throne starb, traten drei Erben auf,

welche sich die Legitimität der Erbschaft zuschrieben, die Regenten von Frankreich, Oesterreich und Bayern. Oesterreich war bereit, Concessionen zu machen, denn es sah ein, dass ein solches Weltreich gegen ganz Europas Willen nicht durchführbar war. Warum haben die Diplomaten nicht dem Churfürsten Spanien für Bayern, dieses an Oesterreich, die Niederlande an Frankreich und Neapel an einen Bourbon gegeben? Dieser Handel wäre gern acceptirt worden, wie man heute genau weiss, er hätte alle drei befriedigt, Dauer versprochen und den Krieg erspart; damals konnte das Haus Brandenburg diess nicht hindern.

Als Russland die Türkei im Jahre 1854 angriff, und Oesterreich Rumänien occupirte, warum beliess man dieses nicht bei Oesterreich, um Russland abzuschneiden? Warum gab Oesterreich nicht Italien heraus, um sich Rumänien und die Anwartschaft auf Serbien und Bosnien zu sichern und die Donau-Conföderation zur Thatsache zu machen? Das wären so staatsmännische Gedanken gewesen, weil sie der Entwickelung in die Hände gearbeitet hätten. Damals gab es noch keine rumänische Dynastie, der Fürst von Serbien hatte keine Nachkommen.

Die europäischen Diplomaten müssen sich klar werden, ob sie ein Uebergreifen Russlands in Europa dulden, ob sie ein mächtiges Reich, eine Grossmacht an der Donau brauchen oder nicht, und demgemäss handeln. Es war eine Zeit, wo die Türkei gegen Geld alle Länder bis zum Balkan gern hergegeben hätte; die Diplomaten unterliessen es, diese Gelegenheit zu benützen, weil sie erstens damals nicht klar wussten, dass die Türkei nicht haltbar, die Donau-Conföderation oder der Donaustaat nicht aufzuhalten ist, und zweitens, weil sie überhaupt nicht offen und objectiv für die Interessen ihres Landes eintreten, sondern um jeden Preis Schlauberger sein wollen. Warum sollen die Bedürfnisse eines Landes nicht offen discutirt werden, wenn der oberste Grundsatz feststeht, dass man nicht rauben, sondern im Compromisswege Alles anstreben will? War die Handlungsweise Frankreichs und Italiens im Jahre 1859 und Preussens und Italiens im Jahre 1866 etwa schöner?

Man kann von Diplomaten sehr oft Phrasen hören, was dieser oder jener Staat thun sollte, und was dessen Interesse verlange; doch abgesehen davon, dass sie sich untereinander und oft sich selbst widersprechen, weiss keiner das eigentliche „Warum?“ anzugeben.

Jede Antwort auf dieses „Warum“, welche nicht mit den Worten beginnt: „Es liegt im Interesse der Entwickelung und der Ruhe, dass . . .“ taugt nichts. Man kann sich auch leicht überzeugen, dass das Waffenglück schliesslich sich immer dort hinneigt, wo die Interessen der Entwickelung liegen. Das vereinigte verzopfte Europa konnte gegen das republikanische Frankreich nicht aufkommen, der grosse Napoleon musste wieder wegen seiner Störungen der Entwickelung unterliegen. Das die Einheitsbestrebungen und die Freiheit niederhaltende Oesterreich wurde aus Deutschland und Italien hinausgedrängt, die Türkei muss sich auflösen, Russland muss andere Wege wandeln oder zerfallen. Was helfen also alle diplomatischen Kunstgriffe, wenn sie sich gegen den natürlichen Verlauf der Dinge und des Aufschwunges auflehnen?

Kann es etwas Schlagenderes geben, als die Geständnisse Napoleons nach seinem Falle, und die Donau-Conföderation Kossuths, post festum?

Was nun die Türkei selbst anbelangt, so sage man nicht, dass ihr gegenüber unbillig verfahren werde; denn abgesehen von allen anderen Gravaminis der Menschlichkeit und des Fortschrittes, hat eine Regierung, welche sich ihren Verpflichtungen

gegenüber den europäischen Gläubigern einfach entzieht, keine Existenzberechtigung. Wenn ein Kaufmann fallirt, so hört er eben auf Kaufmann zu sein, und wenn eine Regierung ihre Schulden nicht zahlt, so ist sie keine Regierung mehr. Das Bombardement der kaiserlichen Paläste und die Sequestration türkischen Gebietes hätte unter diesem Titel weit mehr Berechtigung als das geplante Bombardement Dulcignos.

Es fällt Niemand ein, die Türken an der Ostgrenze Europas oder gar in Kleinasien unter die Oberhoheit der Slaven zu stellen, aber es ist begreiflich, dass man ein culturfähiges Volk der Willkür eines unculturfähigen entzieht, was auch schon längst geschehen wäre, wenn es sich nur nicht um Slaven handeln würde, die selbst in Russland nicht als eigentliche Menschen betrachtet werden, geschweige denn wo anders. In Ungarn ist der Satz: „Der Slave ist kein Mensch", sprichwörtlich. Eine Intervention zu Gunsten der Menschlichkeit und des Fortschrittes ist eigentlich der Privathilfe zu vergleichen, und es wird mich Niemand tadeln, wenn ich der thätlichen Misshandlung meines Nebenmenschen Einhalt thue und ihm beispringe; dass die Nicht-Intervention in Europa als internationales Princip — mit Recht — aufgestellt wurde, beweist

nur, dass man den Staaten — wieder mit Recht — misstraut, weil sie nur aus egoistischen und reactionären Motiven interveniren.

Die Diplomatie muss wissen, was sie will; wie sie das durchführen kann, ist allerdings eine Frage der Verhältnisse. Wenn sie aber schon keinen Fortschritt machen kann, so möge sie wenigstens keinen Rückschritt sanctioniren.

Die Staatsmänner Europas haben Sorge zu tragen:

1. Dass kein Staat, falls er die für eine Grossmacht nothwendige Menschenzahl erreicht, über seine nationale Berechtigung hinausgehe. Es giebt genug Franzosen, Deutsche, Russen, Italiener und Engländer auf der Welt, um als nationaler Staat und Grossmacht existiren zu können, ohne kleinere oder Bestandtheile grösserer Nationalitäten zu unterjochen. Die für die Entwickelung nothwendigen Grenzen können auch ohne Kriege regulirt werden, und im Westen sind sie es grösstentheils — allerdings nach Strömen Blutes.

2. Kein Staat, der aus verschiedenen Nationalitäten besteht, darf über die Grenzen eines normalen Staates so weit hinausgehen, dass eine Störung des Gleichgewichtes zu befürchten wäre. Die Administration muss aber immer den

ethnographischen Grenzen entsprechend eingeführt werden, weil sonst ein Entwickelungshinderniss und damit ein Streitobject übrig bleibt.

Das sind Fragen von allgemeinem Interesse, und ist es ein überwundener Standpunkt für jeden intelligenten Menschen, dass der Consument und Producent z. B. in Frankreich und England kein wahres und lebhaftes Interesse daran habe, dass in Ungarn und der Türkei Ruhe und Friede unter den Nationalitäten herrsche. Alles, was Production und Tausch hemmt, ist vom Uebel, und wird im Wege der Abwälzung von Allen empfunden und kann nur von sehr Wenigen momentan ausgebeutet werden.

Haben die Herren Staatsmänner überdacht, was für ein Preis auf eine staatsmännische Ordnung der Verhältnisse gesetzt ist?

Die Heruntersetzung des Kriegsbudgets und die Erhaltung des Friedens vermindern die Steuern, zwingen das Capital andere Anlagen zu suchen, vermindern den Zinsfuss, beleben die Unternehmung, erhöhen die Lebenshaltung des armen Arbeiters, verscheuchen jede Gefahr einer socialen Revolution, erlauben dem Staate der Verwilderung der Massen Einhalt zu thun — mit einem Worte eine solche Ordnung der Dinge gestattet, dem

Ideale nahe zu kommen, welches ich für die der Civilisation folgende gesellschaftliche Ordnung aufgestellt.

Kann es eine blödere Phrase geben, als die im Anfange des Jahrhundertes beliebte, dass die Aufrechthaltung der Pforte eine Bedingung des Gleichgewichtes in Europa sei. Habe ich nicht Recht, wenn ich sage, dass man mit Diplomaten nicht über Politik reden soll?

Hätte man die Pforte erhalten wollen, oder hätte sie es selbst auf eine vernünftige Weise gewollt, so durfte sie die Rumänen, Serben, Bosnier und Bulgaren nicht in ihrer Entwickelung aufhalten; sie hätte drei Staatencomplexe bilden und sich einen Tribut zahlen lassen sollen, und der Sultan sässe als der mit der grössten Civilliste begnadigte Monarch ruhig in seinem Harem. Das Geschick der Türkei ist besiegelt; ob sich Bulgarien früher oder etwas später einigt, ist nichts anderes als eine Spielerei, mit der sich die Herren Staatsmänner unterhalten.

Was geschieht aber mit Oesterreich? Was für Data ergeben sich da aus den gegebenen Verhältnissen und den Anforderungen der Entwickelung?

Oesterreich ist kein nationaler Staat, wie die westlichen Staaten Europas, es bietet mehr als

alle anderen den Specialfall staatsmännischer Studien. Ich will ganz vergessen, dass ich diesem Staatsverbande angehöre, und objectiv, wie aus dem Monde, die Frage behandeln, wodurch den Herren Kritikern der wohlfeile Witz ermöglicht wird, meine Ansichten als die eines Mondsüchtigen zu bezeichnen, was ihnen die Mühe erspart, über eine bessere Vertheidigung der landläufigen diplomatischen Phrasen gegen meine Angriffe nachzudenken.

Was die Grenzen der österreichischen Monarchie anbelangt, so sind sie grösstentheils keine günstigen zu nennen, etwa mit Ausnahme des adriatischen Meeres, einiger Gebirgskämme und vielleicht der im untersten Theile breitgewordenen Donau. An Verkehrsadern hat die Monarchie ein doppeltes Interesse; sie bedarf einen Export ihrer Naturproducte nach Westen und einen Export ihrer Industrie-Erzeugnisse vorwiegend nach Osten. Für die ersteren Interessen ist gesorgt, so weit die Natur in Frage kommt; Oesterreich hat das Adriatische Meer zur Verfügung, und die Donau tritt schiffbar in ihr Gebiet, so wie die Elbe schiffbar aus ihrem Gebiete. Der Verkehr nach Osten ist hingegen ein höchst mangelhafter, weil die Donau-Mündung ausser ihrem Gebiete liegt, versandet ist, und die liederlichen Uferstaaten nichts

leisten (Ungarn übrigens innerhalb seines Gebietes auch nichts). Ebenso ist das eiserne Thor ein schweres Hinderniss; auch besitzt die Donau keine merkliche Ebbe und Fluth, welche so wohlthätig für die westlichen Ströme sind.

In ethnographischer Beziehung hingegen sind die Verhältnisse die möglichst ungünstigsten. Oesterreich hat nur drei Nationalitäten, welche ganz innerhalb der österreichischen Grenze liegen; die Czechen, Slovaken und Magyaren; alle anderen haben Vertreter ihrer Sprache ausserhalb, und es entsteht die Gravitationsbewegung nach doppelter Richtung, hinaus oder herein, je nachdem die Massen, die Cultur, die geographische Lage, das materielle und freiheitliche Moment von Bedeutung sind — da ist keine Ruhe; das muss entweder hinaus oder herein auf der ganzen Linie, in wie weit nicht andere Klammern wichtiger Art eine höhere, kräftigere Anziehung üben.

Um objectiv vorgehen zu können, müssen wir die drei denkbaren Fälle in's Auge fassen: die Vereinigung aller dieser kleineren nationalen Asteroiden zu einem Staatskörper; die vollständige Trennung und den Zerfall in eben so viele Kleinstaaten; drittens eine theilweise beschränkte Vereinigung.

Die Verschmelzung kleinerer Staaten zu einem grösseren hat sich in Spanien, Frankreich, Italien und Deutschland vollzogen, aber da gab es keine ethnographischen Grenzen, keine nationalen Gegensätze. Sollen diese Nationalitäten alle zu einem Körper verschmelzen?

Gewiss nicht; das wäre nicht nur ein übermächtiger Staat, sondern eine schwerfällige Maschine von verschiedenen wirthschaftlichen Interessen. Türken, Albanesen und Griechen haben keine Donau-Interessen und keine europäische Cultur; die Polen und Ruthenen liegen jenseits der Karpathen, Wien oder Budapest kann für sie kein Centrum abgeben, was anzieht.

Sollen sie etwa als kleine Staaten bestehen? Abgesehen von der Achtung für die bestehenden Verhältnisse, abgesehen von Rechts- und Gewohnheitsgründen, abgesehen von den grossen Nachbarn, würden diese Kleinstaaten Garantien weder der Ruhe noch des Gedeihens geben und haben. Eine solche staatliche Zerreissung nach ethnographischen Grenzen im Widerspruche mit den anderen Entwickelungsbedingungen kann gar nicht gedacht werden. Man darf den Unterschied, welcher zwischen einer administrativen Einheit oder

Trennung und einer staatlichen Einheit oder Trennung besteht, nicht übersehen.

Es bleibt also nur der dritte Fall, als der dem Geiste der Entwickelung am besten entsprechende übrig, nämlich der Bestand einer Grossmacht, welche die zu einem gemeinschaftlichen Staatsleben geeigneten Glieder vereinigt und die Entwickelungsbedingungen erfüllt. Die Grenzen dieser Donau-Grossmacht sind durch die Karpathen und den Balkan oder auch die untere Donau gegeben; das rumänische und serbische Element greifen zu tief in die österreichischen Grenzen hinein, als dass sie ausgeschlossen werden könnten. Eine österreichische Monarchie bis zur Drau und etwas über die Theiss hinaus kann wieder nicht bestehen. Die Zeit wird also jedenfalls im Osten die ethnographischen Grenzen zu administrativen Grenzen, eventuell zu politischen machen. Jedes Suprematie-Gelüste des magyarischen, serbo-kroatischen oder rumänischen Stammes ist unmöglich, diese drei Nationalitäten müssen sich entweder föderiren oder staatlich trennen — wenn man Ruhe haben will.

Es ist selbstverständlich, dass man die Deutschen Oesterreichs, welchen auch ohne alle gesetzliche Bestimmungen die Führung bleibt,

durch das natürliche Uebergewicht der Sprache, der Cultur und des Geldes, vor Allem aber durch die Grösse Wiens, ebenso wenig ungemüthlich behandeln darf, als Croaten oder Rumänen, weil ansonst der Gravitationspunkt wechselt, und der ewige Appell an das Schwert und die Macht lächerlich ist, da sie gerade dann versagen, wenn man sie am nothwendigsten braucht. Andererseits darf man die beliebten Drohungen der Czechen mit Russland und der Deutschen mit Berlin nicht so ernst nehmen; das ganze Geschrei ist nur Parteiwaffe, Kampf um Majorität und Herrschaft; wenn sich die Bewohner der westlichen Hälfte nur mit einiger Lebhaftigkeit ihre Existenz vorstellen würden, die sie hätten, falls so ein Kaiserschnitt eine Linie von Breslau bis Pettau längs der ungarischen Grenze zöge, so würde die Gemüthlichkeit bald ein Ende nehmen.

Auf gleiche Weise muss jedes Coquettiren mit der polnischen Königskrone als etwas sehr Unstaatsmännisches bezeichnet werden. Das nationale Königreich Polen hat für seinen Export und Import westliche und östliche, nicht aber südliche Interessen; es ist vom Süden durch Gebirge getrennt, Berlin und die Ostsee liegen näher als Wien und das Adriatische Meer.

Ein objectiver Staatsmann müsste Oesterreich dem zu Folge jedes Uebergreifen der Ausdehnung und Einflussnahme über die Karpathen und den Balkan, über das rumänische und serbo-croatische Element hinaus, also ein Verlassen des Donaugebietes widerrathen, das Streben nach dem Besitz oder Einfluss innerhalb dieser Grenzen jedoch anrathen. Das Geständniss eines Kossuth hat, nach seinen Thaten zu urtheilen, gewiss keinen Werth; wenn man aber erwägt, dass derjenige, welcher die grössten Fehler in der Nationalitätspolitik begangen, und der grössenwahnkrankeste Magyare war, eine Donau-Conföderation, also das Gegentheil seiner ganzen Lebensthätigkeit, als Programm aufstellen musste, so ist das immerhin eine beachtenswerthe Thatsache.

Insbesondere muss den ungarischen Staatsmännern lebhaft eingeprägt werden, dass sie ihr Vaterland einschränken oder ausdehnen müssen — in den gegenwärtigen Verhältnissen ist es entwickelungsunfähig und kann daher nicht in diesem Zustande bleiben. Sie dürfen sich insbesondere nicht dadurch täuschen lassen, dass die bäuerliche Bevölkerung schlummert und die sogenannten Honoratioren der herrschenden Nationalität angehören. Aus der Arbeiterbevölkerung gehen nach und nach Studirende hervor, die das Gährungs-

element repräsentiren, welches nach und nach Alles mit sich reisst; den Rest besorgen dann die Nachbarn.

Die Einheitlichkeit der Sprache und Literatur in einem Staatswesen ist ein so grosser Vortheil, die Verschiedenheit ein derartiger Uebelstand, dass das Streben nach Entnationalisirung eine gewisse Weihe empfängt. Der Satz: „Wer in meinem Staatsverbande leben will, muss sich der Staatssprache bedienen", klingt ganz gut und führt mit der Zeit zur Entnationalisirung; aber doch nur unter der Voraussetzung, dass eine solche Entnationalisirung durchführbar, vernünftig und gerecht ist. Wenn das Königreich Sachsen den wenigen Sorben in der Oberlausitz keine staatsrechtlichen Concessionen macht, so ist das begreiflich, obschon sie keine Einwanderer, sondern der letzte Rest der noch nicht germanisirten Slaven sind. Die deutsche Sprache ist eine Cultursprache, deren Kenntniss den Sorben eine Nothwendigkeit und Wohlthat ist; Sachsen ist in der Lage, selbst zu einer angemessenen Expropriation zu schreiten und Uebersiedlungskosten zu tragen; es kann den Sorben zu Liebe seinen Behörden nicht die Kenntniss der wendischen Sprache durch alle Instanzen aufoctroyiren. Anders gestaltet sich die Sache etwa in Ungarn;

die magyarische Sprache ist keine Cultursprache, einem Rumänen z. B. ganz überflüssig, und die Expropriation für den ungarischen Staat unausführbar; wohl aber kann bei Comitaten und Gemeinden eine Abrundung und selbst Expropriation nationale Reibungen verhindern.

Dass eine staatliche Einheit unter den verschiedensten Formen möglich und in der coulantesten Weise durchführbar ist, beweisen die vereinigten Staaten Amerikas, der Schweiz und Deutschlands.

Nicht über den Balkan, nicht über die Karpathen, sondern die Donau herab, das ist ein gebotenes Entwickelungsprogramm. Man kann von Wien aus nicht in Constantinopel, von Constantinopel aus nicht in Wien regieren, man muss also genau wissen, was man will. Es lassen sich verschiedene Conjecturen auch für eine andere Gestaltung der Dinge wohl denken, aber nie dürfen sie in Widerspruch mit den Entwickelungsbedingungen, also der Zweckmässigkeit stehen, denn darauf steht der Krieg, das kostet Blut und Geld.

Man hört in Bezug auf Oesterreich von vermeintlichen Staatsmännern oft die entgegengesetztesten Phrasen. Einmal ist Oesterreich eine Noth-

wendigkeit, ein Staat, der durch die Verschiedenheiten seiner Nationalitäten den sichersten Kitt seines Bestandes hat; ein anderesmal ist Oesterreich ein vor dem Zerfalle nicht zu rettendes Conglomerat. Die Herren zanken sich, und haben beide Recht, nicht etwa sich zu zanken, sondern sie haben Recht in ihrer Behauptung, denn sie sprechen beide eine Wahrheit aus; nur weil sie nicht wissen, warum und unter welchen Bedingungen Oesterreich bestehen oder zerfallen müsse, zanken sie sich. Wer den improvisirten Festzug im Jahre 1879 gesehen, wird begreifen und zugeben, dass Oesterreich die Elemente hat, um einen lebensfähigen Staat zu repräsentiren, aber der Kosmopolitismus muss zur Herrschaft gelangen, nicht die deutschen Verfassungstreuen oder czechischen Föderalisten. Nicht ob Centralismus, Dualismus oder Föderalismus herrschen, sondern ob sie vernünftig oder unvernünftig, entwickelungsfähig oder nichtentwickelungsfähig sind, das ist die Frage; im kosmopolitischen wirthschaftlichen Gedanken müssen sich die Nationalitäten finden. Was für Oesterreich als Kaiserstaat gilt, gilt auch für Ungarn, welches wie ein Cavalier über seine Verhältnisse flott hinauslebt und bei Fortsetzung dieser Lebensweise den Zusammenbruch des Vermögens

und der Stellung unschwer voraus berechnen könnte.

Wenn aber die verwandten Elemente ausserhalb der Monarchie in dieselbe gravitiren sollen und nicht umgekehrt, so müssen die Existenzbedingungen der Nationalitäten in Oesterreich allerdings andere werden, als sie sind; Ungarn befolgt durch sein Verhalten, mitunter ohne es zu wollen, eine Oesterreich feindliche Politik, in wie ferne diese aber für Ungarn erspriesslich ist, kann man durch mein Vergrösserungsglas leicht sehen. Man denke sich, dass eine Oceanwelle oder eine innere Erdwelle alles deutsche Land wegschwemmte, so dass Ungarn vom romanischen Elemente durch das Meer getrennt wäre, würde die Lage des magyarischen Elementes etwa eine günstigere werden?

Die Politik, welche Ungarn seit etwa fünfzig Jahren treibt, ist eine anti-österreichische, also anti-ungarische, und wofern man unter Staatsmann einen wirklichen Fachmann versteht, so muss man gestehen, dass der Ausdruck „Ungarische Staatsmänner“, nach dem Verlaufe der letzten 50 Jahre zu urtheilen, eigentlich eine contradictio in adjecto ist. Dass die Politiker der früheren Epoche Gegner der heutigen Politik und wirkliche Staatsmänner waren, dem sei eine Erinnerung gewidmet.

Zu Tyrnau befand sich ein Tisch in dem dortigen Gasthofe ersten Ranges (ich glaube „zum Adler“), an welchem ein gutes halbes Dutzend würdiger alter Herren in den Jahren 1835—1840 täglich zu Mittag speisten, an welchem Tische ich als Knabe auf der Durchreise und auch bei meiner häufigen dortigen Anwesenheit sass. Ich hörte sie die Folgen der damaligen Bewegung im nationalen Sinne besprechen, bedauern und Uebles prophezeien. Ja ich hörte sehr oft den Ruf: „Finis Hungariae!“ Das war mir nicht Recht, denn ich liebte Ungarn, das ich von der vortheilhaftesten Seite — der Freiheit in der Ferienzeit — kannte, während ich in Wien in den Schulbänken eingezwängt sass; daher mir denn das Herz im Leibe lachte, so oft ich die Schiffbrücke in Pressburg erblickte. Die 70jährigen Greise der Gegenwart in Tyrnau müssen noch wissen, wer diese echten Staatsmänner waren (noch habe ich ihre Köpfe, nicht aber ihre Namen im Gedächtnisse), welche die Ereignisse des Jahres 1848 so treffend vorhersagten. Ich will hoffen, dass man in Budapest den Verstand — und vor Allem den Muth — noch zu rechter Zeit haben wird, um den nassen Fetzen der Chauvinisten einmal entgegenzutreten!

Eine zweite und sehr wesentliche Aufgabe der Diplomatie ist die Bildung richtiger Allianzen, welche, wie gesagt, nur auf Grundlage von Gemeinschaftlichkeit der Interessen und Beseitigung aller denkbaren Reibungen beruhen darf.

Der Komiker und Theaterdichter Nestroy war zweifelsohne ein grosser Philosoph, welcher in seinen eingelegten Monologen die Zeitfragen mit einer bewunderungswürdigen Schärfe zeichnete und die Schwächen seiner Zeitgenossen gebührend zu geisseln verstand. In einem solchen Monologe sagte er einst: „Ich habe von meinem Nächsten immer das Schlechteste vorausgesetzt und habe mich nie getäuscht!" Diesen obersten Grundsatz müsste die Diplomatie festhalten; wenn wir Oesterreicher von Preussen und Italien als unseren Nächsten immer das Schlechteste vorausgesetzt hätten, so hätten wir uns nicht getäuscht, und wenn Russland von uns Oesterreichern im Jahre 1849 das Schlechteste vorausgesetzt hätte, so hätte es sich im Jahre 1854 nicht getäuscht gefühlt. Mit dem Nächsten ist kein dauernder Bund zu flechten; auch bleibt es gleich, ob er direct à la Bismarck oder mit Helfershelfern à la Victor Emanuel des Nächsten Gut erwirbt, oder ob sich ein nobile par

fratrum gemeinschaftlich mit einem solchen Erwerbe beschäftiget.

Die Rechnung stellt sich z. B. für Oesterreich folgendermassen:

Die Italiener, Deutschen, Russen, Rumänen und Serben können Bestandtheile der Monarchie brauchen und wünschen; alle anderen Staaten im Westen Europas können von Oesterreich nichts brauchen — also können nur unter diesen die Alliirten zu suchen sein.

Ferner: Von den westlichen Staaten Europas haben weder Spanien noch Schweden ein Interesse an Oesterreichs Bestande, wohl aber haben Frankreich und England ein Interesse an seinem Bestande — also kann Oesterreich auf eine dauernde Allianz unter den gegebenen Verhältnissen weder mit Deutschland, noch mit Russland, noch mit Italien rechnen, sondern es sind Oesterreichs natürliche Alliirte derzeit Frankreich und England.

England ist der einzige ebenbürtige Rivale Russlands, welcher am Schwarzen Meere einen mächtigen Alliirten brauchen kann; auch kann es den Engländern nie einfallen, ein Stück österreichisches Land zu erwerben. Ebenso kann Frankreich kein Stück Land in Oesterreich brauchen, wohl aber hat es ein lebhaftes Interesse, dass kein

Reich von der Ostsee bis zum Adriatischen Meere entstehe.

Es kann ohneweiters zugestanden werden, dass Deutschland unter der preussischen Führung und in der Gegenwart czechische und deutsch-katholische Bürger gar nicht zu verdauen in der Lage sei; wer wird aber die Ewigkeit der gegenwärtigen Staatsform Deutschlands verbürgen wollen?

Auf gleiche Weise hat Deutschland an England und Italien natürlichere und verlässlichere Alliirte, als an seinen Nachbarn. England, weil es in Europa ohne Nachbarn und eine überwiegend mächtige Seemacht ist, wäre geradezu berufen, den Polizeimann zu machen und den Frieden in Europa aufrecht zu erhalten, an welchem es als Handels- und Industrie-Staat das grösste Interesse hat, und überdies durch die Mobilität seiner Streitkräfte jeden ungerechten Krieg zwischen europäischen Mächten vereiteln und eine Verständigung vermitteln könnte. Leider ist man in England noch nicht zur Einsicht gekommen, dass es um die englische Industrie um so besser stehe, je reicher und wohlhabender die europäischen Staaten sind. Producte können nur durch Producte erstanden werden, und das Kaufen muss dort nothwendig aufhören, wo nichts mehr verkauft wird; aus asia-

tischen und afrikanischen Kriegen mag immerhin eine Saat des Fortschrittes aufgehen, das Leben in Europa aber ist bereits viel zu complicirt, als dass geschlagene Wunden von den Nichtbetheiligten nicht auch mit empfunden würden.

Und doch giebt es einen Punkt, wo Deutschlands und Oesterreichs Interessen zusammenlaufen!

Offensiv-Allianzen sollten nie und dürften auch kaum mehr abgeschlossen werden; nur Defensiv-Allianzen haben einen und zwar sehr wohlthätigen Zweck. Von diesem Gesichtspunkte aus ist es klar, dass Frankreich und Oesterreich, Deutschland gegenüber, sich von grossem Nutzen sein und einen Angriff fast unmöglich machen können; während für Deutschland eine solche Allianz mit Italien oder Spanien als Nachbarn Frankreichs von grösserem Nutzen wäre, als eine solche mit Oesterreich, indem dadurch die Macht des angreifenden Frankreich getheilt würde. In gleicher Lage befinden sich die beiden deutschen Mächte Russland gegenüber; in diesem Falle sind sie auf sich angewiesen, weil, von der maritimen Hilfe Englands abgesehen, kein europäischer Staat genügenden Beistand leisten und ein unmittelbares Interesse haben könnte. Eine gemeinschaftliche Vertheidigung wird hier um so nothwendiger, als die Bevölkerungszunahme in

Russland eine grössere sein wird, als im Westen, der grosse Ueberschuss an Menschenmaterial dieses Barbarenstaates für den Einzelnen der beiden Staaten daher mit der Zeit verhängnissvoll werden könnte. Frankreich gegenüber genügt Deutschland die Neutralität Oesterreich-Ungarns, Russland gegenüber kann es hingegen keinen brauchbareren Alliirten finden als Oesterreich, weil die Nachbarschaft den Angriff erleichtert, so wie sie die Vertheidigung erschwert. Der Leiter der deutschen Politik scheint dies auch wohl zu fühlen und darnach zu handeln.

Ich halte es für überflüssig, die Stellen aus meinen Publicationen vom Jahre 1862, 1864, 1869 zu reproduciren, aus welchen man ersehen könnte, dass die Dinge im verflossenen Jahrzehnt wirklich so gingen, wie es die Entwickelungsbedingungen erfordern, die ich schon damals aufstellte. Den Kampf um's Dasein kann man bei Völkern allerdings nicht aus der Welt schaffen, man kann ihm aber seine Härte und Langwierigkeit benehmen. Dazu müssen jedoch die Staatenlenker auch wirkliche Staatsmänner sein, und nicht nach subjectiven Anschauungen und persönlichen Interessen, sondern nach objectiver Beurtheilung, den allgemeinen Interessen entsprechend, die Angelegenheiten führen. Nicht Conjectural-Politik

pfiffiger Zunftdiplomaten, sondern Evolutionspolitik menschenfreundlicher Staatsmänner ist zu treiben. Die diplomatischen und militärischen Siege Preussens sind die Folge der Uebereinstimmung mit der Entwickelung; ob Bismark zufällig oder wissentlich so gehandelt, kann ich nicht beurtheilen.

Leider sind gerade die massgebendsten Kreise am schwersten zu capacitiren.

Es war im Jahre 1859, als ich mit einer den Wiener Hof- und Regierungskreisen nahe stehenden Persönlichkeit aus dem Fenster eines Hôtels dem Ausmarsche der Grenztruppen nach Italien zusah, und wie zufällig und wirklich traurig die Aeusserung hinwarf, dass sich diese armen Leute einer verlorenen Sache opfern, weil die Einigung Italiens und der widernatürliche Besitz Oesterreichs für mich feststehende Sache war. Was musste ich da nicht hören von dem Widerstreben der Römer, Neapolitaner, Mailänder und Turiner untereinander! Wie haarscharf wurde mir da nicht bewiesen, dass Oesterreich das Festungsviereck unmöglich entbehren könne, dass dieses eine Lebensbedingung der Monarchie sei u. s. w.! Wer hat nun Recht behalten, die Wiener Staatsmänner oder die Gesetze der Entwickelung?

Als in der Brochure „Ursachen und Wirkungen des nächsten Krieges“, welche im Jahre 1868 geschrieben wurde (und in meinen Vorurtheilen I. Band wieder abgedruckt ist), der deutsch-französische und orientalische Krieg, der Sieg der deutschen Waffen und der Sturz Napoleons angekündigt wurden, so machten die Staatsmänner aus den Wiener Redactionen Bemerkungen darüber, dass man solche Dinge nicht prophezeien könne; sie bemerkten gar nicht, dass es sich um nothwendige Consequenzen der Entwickelung, nicht aber um Prophezeiungen handle.

Wollen wir nunmehr im Wege der Gleichnisse den ganzen hier niedergelegten Gedankengang reassumiren.

Ein Diplomat soll vor Allem nicht von einem Tage zum andern Politik machen, nicht, wie man zu sagen pflegt, aus der Hand in den Mund leben; er muss die Zukunft in einem Bilde vor sich liegen haben, wie Jemand, der einen Garten anlegen will. Halten wir uns an diesen Vergleich.

Ein intelligenter Gärtner wird seine Ideen nicht nur den bestehenden Terrainverhältnissen anpassen, sondern selbst Alles, was er an Pflanzen vorfindet, zu benützen trachten, er wird tabula rasa nur dort machen, wo es anders nicht möglich ist,

und auch da wird er das Meiste provisorisch belassen. Doch selbst dort, wo er tabula rasa findet, würde er irre gehen, wenn er ohne Rücksicht auf die spätere Entwickelung der Bäume und Sträucher, selbe widersinnig gruppiren, ihnen ungeeignete Standorte geben und die Aussichten verhüllen würde. Er muss mit einem Worte das ganze Bild des zukünftigen Gartens vor Augen haben, wenn er die geeigneten Vorbereitungen treffen will. Um aber das zu können, muss er die Natur und Entwickelungsfähigkeit der Pflanzen genau kennen.

Was machen die Staatsmänner der Civilisation?

Sie stellen sich zur Aufgabe, dem Monarchen oder einer Majorität Alles zu Willen zu thun, ohne nur darüber nachzudenken, ob das auch gut und dauerhaft sei. Gehören sie zu den selbstständigeren Naturen, so ist es höchstens die eigene staatliche Macht, die sie erweitern, oder die fremde Macht, die sie schwächen wollen; manchmal sind es auch nur persönliche Rancune und Ambitionen, welche die Staatsmänner leiten. In England, in diesem vorgeschrittensten Parlamentarismus, greift die abgetretene Partei die regierende an, wo sie kann, und muss dann aus Partei- und Majoritäts-Interessen die auswärtige Politik, wenn an's Ruder gelangt,

dem entsprechend führen. Beaconsfield wird nicht angegriffen, weil er eine schlechte auswärtige Politik geführt, sondern er muss angegriffen werden, weil die Opposition zur Regierung gelangen will; in Folge dessen wird seine Politik verurtheilt; der Nachfolger muss dann eine entgegengesetzte Politik führen, gleichgiltig, welche die richtige gewesen wäre. Dadurch aber wird das auswärtige Amt geradezu ein Sport und Rennplatz der Parteien. In Bezug auf die Orient-Frage kann man die verschiedensten Motive ,hören, warum Russland, England so oder so handeln, überall jedoch leuchtet der cynische Egoismus durch; was die Entwickelung verlangt, davon hört man nichts.

Wer die Vereinigung der beiden Bulgarien hindert, statt sie zu fördern, ist kein Staatsmann; wer der österreichischen Regierung eine Besitzergreifung von Salonich durch das albanesische, bulgarische und griechische Element hindurch oder gar von Albanien anrathet, ist kein Staatsmann; nur wer Bulgarien selbst besitzt, hat einen Anspruch auf das dortige Meer. Wer Oesterreich die Krone Polens anträgt, ist kein Staatsmann; wer den Italienern den Besitz von Triest, Dalmatien oder Albanien anrathet, ist kein Staatsmann, und ebenso wenig Derjenige, welcher die Italiener Südtirols

mit Gewalt zurückhält, und nicht auf die eine oder andere Weise trachtet, sie los zu werden. Ich fälle dieses Urtheil nicht etwa aus eigener Machtvollkommenheit, sondern es ergibt sich mit zwingender Nothwendigkeit, ob es mir nun gefällt oder nicht, weil es ein Naturgesetz ist, dass das Unzweckmässige an der Unzweckmässigkeit zu Grunde geht, und zwar im Wege der Reibungen und des Dranges der Entwickelung. Ein Staatsmann darf daher keine Knoten schürzen, sondern muss sie lösen.

Es wird allerdings noch eine Zeit brauchen, bis der letzte europäische Krieg die natürlichen Grundlagen der Staaten herstellt; eines aber sollte denn doch eingehalten werden, und das ist, dass man den Krieg, diese Schande der Menschheit, nicht zur Schürzung unnatürlicher Rechtsverhältnisse führe, sondern es möge aus dem vergossenen Blute, den rauchenden Trümmern der Verwüstung, dem Schmerzensschrei von hundert Tausenden wenigstens eine solche Saat entkeimen, die Aussicht auf Lebensfähigkeit hat und nicht abermals die Quelle neuer Kriege wird.

Ein grosser Schritt nach vorwärts ist übrigens jedenfalls zu verzeichnen, wenn er auch gerade nicht das Verdienst der Diplomaten, sondern nur der Kostspieligkeit der Kriege und der Aversion

der Bevölkerung gegen einen solchen ist. Dieser Fortschritt besteht in der in neuester Zeit eingerissenen Gewohnheit, Congresse nicht nur nach dem Kriege, sondern vor dem Kriege abzuhalten. Es ist das der Vorbote, der vorangehende Schatten des europäischen Schiedsgerichtes, des Forums der vereinigten Staaten von Europa.

Was noch mangelt, ist die Aufrichtigkeit der Diplomaten und das Verständniss der Entwickelung. Nicht um zu lügen, sich zu überlisten, die egoistischen momentanen Interessen und die Ueberhebung eines Staates auf Unkosten eines anderen zu erwirken, sollten die Staatsmänner zusammen kommen, sondern um das europäische Interesse der Entwickelung mit dem Interesse der Entwickelung der einzelnen Staaten in Einklang zu bringen ohne Krieg, das wäre die Aufgabe der Conferenzen.

Wenn die Diplomaten nicht in diesem Sinne wirken können, sondern nur da sind, um mittels Intrigue und Zwang das Entwickelungsschädliche zu sanctioniren, dann wäre es besser, wenn sie sich auf das Consultat, das Passwesen und den Ordenverschleiss beschränkten!

III.

Die verschiedenen Internationalen.

Als international wird Alles aufgefasst, was über die politischen Grenzen hinausgeht; in dem Begriffe einer „Internationale“ liegt jedoch ausser der obigen Tendenz noch der Begriff der Solidarität und Organisation. Dadurch ist die Zweischneidigkeit der „Internationale“ schon gegeben; sie ist eine kosmopolitische Idee, die eben so gut vernünftigen als unvernünftigen Zwecken dienen kann. Wir werden uns daher mit folgenden Fragen bei jeder einzelnen Internationale beschäftigen:

Ob sie bestehe,
ob sie berechtigt sei,
ob sie etwas tauge, und im verneinenden Falle,
wie sie zu brechen wäre?

1. Die schwarze Internationale.

Dass bei den kirchlichen Internationalen eine gleiche Tendenz, Solidarität und Organisation bestehe, braucht nicht erst erwiesen zu werden. Am deutlichsten tritt dies allerdings bei der katholischen Hierarchie hervor, welche eine grosse, aber traurige Rolle in der Geschichte gespielt, und auch gegenwärtig einen verderblichen Einfluss übt; diese Seite der Frage ist zu bekannt und zu abgedroschen, um sich weiter mit ihr zu befassen.

Was nun die Berechtigung der katholischen Internationale anbelangt, so ist sie allerdings die einzige, welche in der Gesetzgebung der Staaten eine gewisse formelle Anerkennung gefunden; nichtsdestoweniger ist diese eine unberechtigte, eine erschlichene. Dass der Erzbischof von Paris oder Wien eine bevorzugte Stellung den anderen Bischöfen des Landes gegenüber hat, ist begreiflich und selbstverständlich; um so mehr musste das bei dem Bischofe von Rom der Fall sein, als Rom der Sitz der Weltherrschaft war. Es ist selbstverständlich, dass zur Zeit der Zweitheilung des römischen Reiches der Patriarch von Constantinopel dem Bischofe von Rom den Rang streitig machte; unter-

stützt wurde der Anspruch des Bischofes von Rom durch die allerdings sehr unwahrscheinliche Behauptung, dass Petrus dort Bischof gewesen, und dass daher der Bischof von Rom der Nachfolger des Apostelfürsten sei. Das Concil von Nikäa gestand dem Bischof von Rom nur die Oberhoheit von Italien zu; doch das Ansehen, was einzelne Bischöfe hatten, machte, dass man sie ad personam (Julius an. 343) ermächtigte, gewisse Appellationen verurtheilter Bischöfe anzunehmen und zu entscheiden. Die Anmassungen der Päpste führten zur Trennung der griechischen Kirche im Jahre 1054, und erst 1200 Jahre nach Christus trat die Oberherrschaft des „Statthalters Christi" in den Vordergrund. Die Berechtigung der katholischen Internationale ist also auf religiösem Boden gar nicht zu begründen, sondern hat ihren Ausdruck lediglich in den Verträgen, welche Regenten und Regierungen theils aus Furcht vor der internationalen Macht der Schwarzen, theils im Interesse der gegenseitigen Unterstützung abgeschlossen hatten; es sind dieselben Motive, welche noch gegenwärtig den leitenden Gedanken aller Transactionen der Staaten mit Rom bilden. Je kräftiger eine Regierung und je aufgeklärter ein Volk, desto weniger werden Furcht und ein solches Allianzbedürfniss fühlbar sein.

Ob die schwarze Internationale etwas tauge, das braucht weiter nicht discutirt zu werden; die grössten Greuel sind auf ihr Conto zu setzen, und ist es nicht möglich, die Schuld lediglich auf die schlechte Anwendung der geistlichen Macht zu schieben, die Institution aber für gut und lebensfähig zu halten.

Eine Landgemeinde braucht nicht nur einen Arzt und Lehrer, sie kann wirklich einen Vertrauensmann in ethischer Beziehung sehr gut vertragen; es gibt solche Seelenhirten, die einen guten Einfluss auf ihre Gemeinde üben; wenn es deren sehr viele gibt, von denen man dies nicht behaupten kann, so liegt der Fehler ganz wo anders, als in der Institution eines Lehrers, welcher über die Schulgegenstände hinaus in ethischer und religiöser Beziehung eine unmündige Bevölkerung erziehen soll. Wie man aber das zugibt, so kann der Ruheposten eines Domherrn, endlich der Vorstand, also der Bischof nicht mehr übergangen werden. Einen internationalen Vorstand in Gestalt eines Papstes aber kann man in gar keiner Weise als etwas Taugliches rechtfertigen. Der katholische Papst hat durch die Einführung der Ehelosigkeit der Priester allein klar und deutlich zu verstehen

gegeben, wo er hinaus will! Die denkenden Menschen sind darüber im Klaren, und die von religiösen Vorurtheilen Befangenen sind nicht zu überzeugen; wenden wir uns daher zur praktischen Seite der Frage: Wie kann man die Macht der schwarzen Internationale brechen?

Den ersten Stoss erhielt die katholische Internationale durch die griechisch-orthodoxe Kirche; den zweiten durch Luther; man könnte also meinen, dass die Zersplitterung das Mittel wäre. Doch das hiesse den Teufel durch den Teufel austreiben, denn viel ist dadurch nicht gewonnen, dass ein internationaler Papst in Rom, ein anderer in Petersburg und ein dritter in Constantinopel oder Mekka sitzt. Wir sehen, welche Verwickelungen der eine Papst in der Balkan-Halbinsel, der andere in Asien herbeizuführen vermag. Dieses internationale Gespenst muss bei demselben Loch hinausgetrieben werden, wo es hereingekommen. Taufe, Schule, Beichte, Ehe, Begräbniss sind die Eingangspforten gewesen — dort müssen sie hinaus! Namentlich sind es Schule und Ehe, welche in ihrer Hand sehr verderblich wirken können. Ich habe in meinen „Vorurtheilen“ die Gründe entwickelt, zu Folge welcher eigentlich Niemand berechtigt ist,

ein Kind in einem bestimmten Glauben oder einer bestimmten Philosophie zu erziehen, sondern die Religionen und die Philosophien sind es, welche den Unterricht zu bilden haben; in Bezug auf die Nothwendigkeit eines moralischen Lebenswandels und transscendenter Folgen, also in Bezug auf das Wesen und Bedürfniss des religiösen Bewusstseins, kommen sie ja Alle überein, von einer Gefahr der Verwilderung kann also nicht die Rede sein. Die Taufe oder das Glaubensbekenntniss aber sollte erst mit 20 Jahren gestattet sein. Ich selbst muss oder kann mich zu einem Glauben oder zur Confessionslosigkeit bekennen, aber nichts darf mir aufoctroyirt werden zu einer Zeit, wo ich als hilf- und willenloses Geschöpf in den Windeln liege! Wenn man sich mit 20 Jahren entscheiden würde, so dürfte die Zahl der Confessionslosen rapid zunehmen; darum die bekannte Lehre von der Nothwendigkeit der unmittelbaren Taufe für das Seelenheil!

Die kirchlichen Internationalen haben übrigens ihre Culmination hinter sich, ihr Niedergang ist augenscheinlich, und haben wir weiter nichts zu thun, als aut dem betretenen Wege weiter zu gehen. Svaviter in modo, fortiter in re!

2. Die rothe Internationale.

Es hat den Umsturz der bestehenden Verhältnisse bezweckende, destructive internationale Verbindungen auch in früheren Zeiten gegeben, insbesondere in dem vorigen Jahrhunderte, welches die geheimen Gesellschaften liebte; die Illuminaten und Republikaner verfolgten aber mehr politisch-sociale Zwecke, während die heutige rothe Internationale den social-wirthschaftlichen Umsturz sich vorzugsweise zur Aufgabe stellt. Der Bestand einer solchen bedarf ebenfalls keines weiteren Beweises; ihre jetzige Organisation scheint von der Londoner Industrie-Ausstellung her zu datiren. London ist die Zufluchtsstätte der russischen, deutschen, französischen Flüchtlinge, es war daher eine leicht vorherzusehende Consequenz, dass die mitunter durch die Regierungen selbst hingeschickten Arbeiter von den dortigen Agitatoren in Empfang genommen und organisirt wurden.

So entschieden man nun die Tendenz und Mittel der rothen Internationale verwerfen muss, so würde man doch der Wahrheit in's Gesicht schlagen, wenn man ihr eine Berechtigung absprechen wollte.

Was thun die conservativen Regierungen von ganz Europa? Sie belasten die Staatsbürger alljährlich mit einer grösseren Schulden- und Steuerlast, die schliesslich immer auf den Arbeiter mindestens zum Theile abgewälzt wird; sie verwehren zwar Raub und Diebstahl, kümmern sich aber nicht, wie der Arbeiter auf ehrliche Weise seinen Lebensunterhalt gewinnen soll; sie verlangen Achtung der Gesetze, kümmern sich aber nicht um die Erziehung; sie können diese Probleme nicht lösen, weil sie das Vorhandensein eines Problemes gar nicht sehen — mit einem Worte, sie legen die Hände in den Schooss und sind nur thätig in Erschwerung der natürlichen Entwickelung. Was Wunder, wenn der unwissende Arbeiter in erster Linie sagt: „Nieder mit diesen Regierungen, von denen nichts zu erwarten ist!“

Wenn ich aber der rothen Internationale eine gewisse Berechtigung nicht abspreche, so bin ich doch weit entfernt, ihrer destructiven Tendenz zuzustimmen, weil, abgesehen von der Scheusslichkeit der von ihr gewählten Mittel, sie durch ihren Sieg keine Besserung ihrer Lage, sondern ein grösseres Elend eintauschen würde. Kampf, Niederlage und Sieg sind für das Proletariat gleich verhängnissvoll! Ich habe in meinen „Vorurtheilen“ diese Frage

entwickelt und gehe daher zum Cardinalpunkt über: Wie kann die rothe Internationale gesprengt werden?

Ich halte es für überflüssig, auf die Wichtigkeit, ja Nothwendigkeit hinzuweisen, dass die rothe Internationale im Interesse der Menschlichkeit, Cultur und des Fortschrittes, selbst im Interesse des Proletariates gesprengt werden müsse; auf die eine Seite der Gefahr aber will ich die P. T. Regierungen dadurch indirect doch aufmerksam machen, indem ich den einen oder anderen Leser aus diesen Kreisen möglicher Weise aus seiner Lethargie reisse. Diese Gefahr besteht in der allgemeinen Wehrpflicht. Der Umstand, dass jeder Staatsbürger geschulter Soldat ist, bringt es mit sich, dass die Plünderung eines Zeughauses im Vereine mit der Führung eines muthigen und intelligenten Mannes genügt oder doch leicht genügen kann, das Uebergewicht der organisirten bewaffneten Macht illusorisch zu machen. Um so nothwendiger ist es daher, die Sache in die Hand zu nehmen; caveant consules!

Ich habe bereits in meinen früheren Schriften nachgewiesen, dass an die Versorgung und Erziehung der nächsten Generation bei den heutigen wirthschaftlichen Zuständen der Regierungen durch

Staatsmittel im Sinne des socialistischen Programmes nicht gedacht werden könne, sondern dass die Bildung eines Collectiv-Eigenthums der einzige Weg sei, der aus unseren traurigen socialen Zuständen führen kann. Ich habe weiters nachgewiesen, dass dieses Eigenthum nur durch die Substitution der Gesellschaft als Notherben Kinderloser, wenigstens in der Höhe eines Pflichttheiles, zur Wahrheit werden könne, wie nicht minder, dass dies sowohl im Wege der Gesetzgebung als der freiwilligen Vereinbarung geschehen könnte. Weil aber die Gesetzgebung das Vertrauen nicht verdient, dass sie aus eigener Initiative zu einer solchen Massregel schreiten werde, und weil das menschliche Handeln auch einer besseren Motivenlehre bedürftig ist, so habe ich schon im dritten Bande der „Vorurtheile“ auf die Denkbarkeit einer blauen Internationale hingewiesen, welche gleichzeitig nach beiden Richtungen hin zu helfen die Aufgabe hätte.

Es sind mir nach Publication dieses Bandes aus allen Theilen nicht nur Europas, sondern über den Ocean her, Briefe zugekommen, in welchen sich die Absender als „Blaue“ declariren. Es ermuthigt mich das, auf die verschiedenen analogen Gesellschaften, unter der Bezeichnung der Blauen

etwas näher einzugehen, wodurch die Beantwortung obiger Frage auch ihre Erledigung finden wird.

3. Die blauen Internationalen.

Die obige Bezeichnung könnte vermuthen lassen, dass es sich um eine Internationale des sogenannten blauen Blutes als Gegensatz zur rothen handle, doch dem ist nicht so. Die Aristokratien aller Länder bilden zwar auch eine Internationale, doch beschränkt sie sich auf die Solidarität der Gastfreundschaft. Diese Verbindungen öffnen die besten Gesellschaften, Clubs, verschaffen den privilegirten Schutz der Gesandtschaften u. s. w., aber diese Internationale hat keine reconstruirenden Tendenzen, keine Organisation; sie ist der Internationale ähnlich, welche etwa die Naturforscher unter einander solidarisch verbindet.

Es hat aber verschiedene Internationalen gegeben, welche eine Reconstruction der Gesellschaft zum Zwecke und Programme hatten; so die Rosenkreuzer in der ersten Epoche ihrer Entwickelung; in der letzten Phase verliessen sie ihren mystischen Boden immer mehr und kamen mit den Jesuiten in Verbindung. So interessant auch eine nähere Betrachtung der Geschichte der Templer und Rosen-

kreuzer nach anderen Richtungen hin wäre, wollen wir sie hier übergehen, und nur die zwei noch lebenden Internationalen in Erwähnung ziehen, von welchen die eine vorzugsweise praktische humanitäre Tendenzen wenigstens in der Gegenwart verfolgt und organisirt ist, während die andere auf die Moral der Menschheit durch Hinweisung auf ein transscendentes Leben Einfluss üben will. Die erstere Internationale bilden die Freimaurer, die zweite die Spiritisten.

Es ist begreiflich, dass die praktischen Bemühungen der ersteren erfolglos bleiben müssen, wenn die Menschheit kein besseres Motiv zur Bekämpfung des Egoismus findet, als die moderne materialistische oder pessimistische Philosophie zu liefern vermag; andererseits werden die schwärmerischen, zumeist über die gesunde Vernunft hinwegschreitenden Lehren der Offenbarungs-Spiritisten auch nichts fruchten, wenn die Thätigkeit lediglich auf das transcendente Gebiet gerichtet ist. Den Spiritisten fehlt bei all ihrer Glaubensstärke an die Verantwortlichkeit ihrer Handlungen ein klares praktisches Programm, den modernen Freimaurern*)

*) Der Ausdruck „modern" ist ganz gut angewendet, weil die alten Freimaurer spiritistisch angehaucht waren. Es zieht

fehlt hingegen über dieses hinaus noch ein entscheidendes Motiv, welches die aufopfernde Thätigkeit der Brüder auch im Verborgenen sicherstellt. Es ist recht schön, wenn Jeder das Mögliche thut, aber unfruchtbar, wenn nichts Entscheidendes geschieht!

Der Spiritismus braucht etwas philosophische Ernüchterung und wissenschaftliche Kenntnisse, das Freimaurerthum könnte Einiges von der spiritistischen Schwärmerei und Ueberzeugung brauchen — beide aber müssen etwas volkswirthschaftlich angehaucht werden. Es sind nicht die Almosen, nicht die Unterstützung der profanen und nicht profanen Welt, sondern einzig allein der richtige Gegensatz von Collectiv- und Privateigenthum, welcher ohne Schädigung der Entwickelung, der Cultur und der erworbenen Rechte die Menschheit aus den Schrecken der Civilisation hinausführen kann. Nur eine gesunde Vereinigung beider Tendenzen mit dem klar ausgesprochenen Programme, die Gesellschaft unter Achtung aller erworbenen Rechte und ohne gewaltsamen Umsturz auf fried-

---

sich ein rother Faden von Egypten, Indien und Eleusis durch alle Gesellschaften durch, vom pythagoräischen Bund durch Templer, Andreas-Ritter und Rosenkreuzer bis in die Logen des Freimaurer-Ordens.

liche Weise zu reconstruiren, kann helfen; das ist aber nur durch Bildung eines Collectiv-Vermögens möglich.

Die Hauptaufgabe wäre also, dem intelligenten Theil der Menschen zum Bewusstsein zu bringen, dass jeder Kinderlose der Menschheit etwas schulde, weil er nicht nur Erbe der Cultur vergangener Generationen ist, sondern seine eigene Aufzucht Opfer erheischt hat, die er an seine Kinder abzutragen nicht in der Lage ist, demzufolge also einen Theil seines Vermögens für gemeinnützige Zwecke als Capital zu stiften hat. (Das Nähere über die ungeheuere Tragweite und die schnelle Abhilfe, welche aus einem solchen Beginne der Menschheit erwüchse, siehe den ersten Band der „Vorurtheile".

Dies ist der einzige Weg, auf welchem der intelligentere Theil der Rothen gewonnen und dem Proletarier überhaupt ein Interesse an Ruhe, Entwickelung und fremdem Eigenthum beigebracht werden kann — denn er erbt dann alle Tage! Und je reicher die Leute sind, desto mehr wird er erben; je geringer der auf ihm lastende Druck ist, desto besser gestaltet sich seine Lebenshaltung.

Die blaue Internationale hat die Aufgabe, für die Interessen des Friedens und der Ruhe zu kämpfen, sowohl innerhalb der politischen Grenzen,

als auch im internationalen Sinne; sie hat nach Kräften für die Activität des Gemeinde-Vermögens, also für Schaffung eines Collectiv-Eigenthums einzutreten; sie hat endlich durch die echte Aufklärung die Menschen aus der kirchlichen und wissenschaftlichen Bevormundung zu erlösen und einer idealen, von dogmatisch-religiösen Vorurtheilen aber freien Lebensanschauung zuzuführen.

4. Die semitische Internationale.

Die stillschweigende Existenz einer semitischen Internationale wird von den Söhnen Israels zwar in Abrede gestellt, nichtsdestoweniger sprechen die Thatsachen laut und deutlich, dass eine solche bestehe. Sie wird verrathen durch die Presse, welche unter semitischem Einflusse steht, wenn es sich in Rumänien oder Berlin um Judenfragen handelt; sie wird verrathen, wenn ein Stück von einem jüdischen Autor gegeben oder eine Rolle von einem Juden dargestellt wird; sie wird verrathen in der Kritik solcher Autoren oder Darsteller; sie wird verrathen durch die Art und Weise, wie sich das Semitenthum in Banken und derartigen Unternehmungen benimmt und ausbreitet; sie wird verrathen durch die Existenz des Ausdruckes „Einer von unsere Leut“;

sie wird verrathen durch das Netz, welches die Semiten in Bezug auf Handel und Tagespresse über die ganze Welt ausgebreitet haben.

Was nun die Frage betrifft, ob diese Internationale eine berechtigte oder vielmehr gerechtfertigte sei, so muss man der Wahrheit gemäss eingestehen, dass sie eine gerechtfertigte, weil durch den antisemitischen Druck hervorgerufene ist. Der Talmud — die Sittenlehre der Juden — enthält allerdings haarsträubende Sätze, welche allein genügen, die Staatsgewalt zu berechtigen, einer derartigen internationalen Gesellschaft das Handwerk zu legen; man darf aber nicht vergessen, dass der Ursprung des Talmud in die Epoche des grössten Judendruckes fällt. Es ist allerdings wahr, dass die liberalen Ideen diesen Druck aufgehoben haben, und es wäre eine andere Haltung der Juden zu erwarten gewesen; sie haben aber dieser Erwartung wenigstens nicht überall entsprochen, was abermals zu einer antisemitischen Bewegung geführt. Wir stehen also im Status quo ante! Die Juden können mit Recht auf die antisemitische Bewegung hinweisen, wenn man gegen sie den Vorwurf der internationalen Solidarität gegen die Nicht-Juden erhebt; und eben so kann die antisemitische Bewegung in obiger Solidarität ihre Rechtfertigung

finden. Bevor wir nun zur Beantwortung der Frage schreiten, wie diesem unerquicklichen Zustande abzuhelfen wäre, wollen wir erst den Nachweis liefern, dass diese Internationale nichts taugt.

Die semitische Internationale hat sehr wenig Licht-, wohl aber viele Schattenseiten; sie mag zur Belebung des Verkehres immerhin beitragen, im grossen Ganzen würde eine semitische Führung die Menschheit in ethischer, ästhetischer und politischer Beziehung Rückschritte machen lassen; das heutige Judenthum hat eine praktische und materielle Richtung, die allerdings auch Lichtseiten hat, nichtsdestoweniger aber derzeit doch zur Versumpfung führen würde.

Ich bedauere gewiss und aufrichtig die antisemitische Bewegung, doch lässt sich nicht läugnen, dass einige den Juden gemachte Vorwürfe im Berliner Abgeordnetenhause nicht ohne Berechtigung sind. Doch nicht darum oder darüber wollen wir streiten; ich will als Advokat der Juden auftreten, muss aber selbst von diesem Standpunkte aus die semitische Internationale verdammen, weil sie für das Judenthum selbst gefährlich und verderblich ist. Sie ist verderblich, weil sie die antisemitische Bewegung nicht nur hervorruft, sondern selbst rechtfertigt; sie ist gefährlich, weil die Juden

in der Minderzahl sind, und bei den Massen nichts leichter in Scene gesetzt werden könnte, als eine allgemeine Judenhetze. Die Massen sehen nämlich den wohlthätigen Einfluss nicht ein, welchen die den Juden in der Regel vorgeworfene Vermögenssammlung übt. Je grösser die Zahl der Rentiers, desto theuerer sind Arbeit und Product; das ist klar und einfach, eben darum findet man diesen Satz und dessen Consequenzen bei den Fachmännern nicht ausgesprochen. Allerdings sollte die Rente aus Capitalsanlagen, wie Häuser, Bahnen u. s. w., nicht aber aus Staatspapieren fliessen, welche den Steuergulden belasten. Die Menschheit soll ja darnach streben, die physische Arbeit so viel als möglich auf die mechanischen Naturkräfte abzuwälzen, um sich der idealen geistigen Arbeit widmen zu können; dazu braucht man aber Capital! Die liberalen Principien haben zu kräftige Wurzel geschlagen, um gesetzliche antisemitische Bestimmungen zu verwirklichen, aber dem Drucke der öffentlichen Meinung würde das über Hand nehmende Judenthum — ohne Aenderung seiner typischen Eigenschaften — selbst dann unterliegen, wenn der letzte christliche Redacteur vom europäischen Schauplatze verschwände. Für den Menschenfreund ist endlich ein Kampf um's Dasein, der auf diese Weise geführt wird, ein

Greuel. Der Millionär wird sich aus der Schlinge ziehen, der arme Jude aber wird überall auf Erschwerungen und Hindernisse stossen, was er immer unternehmen mag. Uebergehen wir nunmehr zu der verwickelten Frage, wie diese Internationale gebrochen werden könnte.

Ich habe den Juden bereits in meinen früheren Publicationen für alle ihre garstigen Eigenschaften nach meiner Ueberzeugung die volle Indemnität gegeben. Sie entspringen ihrem Lieblingsberufe, dem Handel, dem Gewerbe der obligaten Lüge und Uebervortheilung, und zu diesem wurden sie gezwungen; dass der Jude, der gar nicht hebräisch, sondern nur deutsch, französisch oder eine andere lebende Sprache spricht, dennoch nicht Deutscher oder Franzose wird, sondern Jude bleibt, daran ist nicht er, sondern sind wir Nicht-Juden Schuld. Zu brechen ist dieser Uebelstand auf zwei Arten; in erster Linie durch Aufhebung und Verwischung der Unterschiede; wollen wir diese letzteren einzeln durchgehen.

Das gewaltigste Band der Scheidung unter den Menschen ist die Sprache, und doch spricht der Jude nicht hebräisch, kann es in der Regel gar nicht; die hebräische Sprache ist wie die griechische und lateinische eine todte, deren

Literatur eine geringe Ausbeute vergleichsweise mit jenen gibt. Der Jude spricht die Sprache des Landes, nur dass er sie und zwar auf unschöne und widerliche Weise verdirbt; diese Unterscheidung muss vor Allem ausgemerzt werden; nur wenige Juden können frei von diesem Dialekte sprechen.

Der Unterschied des Glaubens ist Null in einem Staate, wo es Freiheit des Glaubens und volle Gleichberechtigung gibt, in welche offenbar die Eheschliessung mit eingeschlossen werden muss. Der Unterschied der Kleidung ist ebenfalls verwerflich, und schaden die polnischen Juden mit ihren schmutzigen langen Röcken und Haarlocken der Emancipation von Vorurtheilen weit mehr, als man von dieser Kinderei vermuthen sollte.

Der Unterschied der Beschäftigung, diese Hauptquelle der gegenwärtigen Spannung, wird durch die Vermehrung der Juden ohnehin in neuester Zeit behoben. Ein Staat bedarf eines Quantums Intercellular-Substanz, wie ein Organismus; der Handelsstand ist nothwendig, aber ein Zuviel kann nicht existiren. Die Juden sind gezwungen, und zwar schon jetzt, Industrielle, Advokaten, Aerzte und Beamte zu werden, und werden bei noch grösserer Vermehrung bis zum gewöhnlichen Tag-

löhner heruntersinken müssen, was in Rumänien schon der Fall sein soll. Wenn der Jude kraft seiner Intelligenz auch weniger angewiesen ist, durch der Hände Arbeit zu leben, so geht das doch nicht in's Unendliche. In dieser Beziehung ist also weiter nichts zu machen, als die Dinge gehen zu lassen.

Nun aber kommt ein schwerer, böser, nicht leicht zu beseitigender Unterschied — der physiologische! Wie soll der markante Unterschied der Gesichter verwischt werden? Durch die Mischung! Allerdings, diese aber kann nur langsam vor sich gehen. Wir müssen hier auf zwei Verschiedenheiten aufmerksam machen, den Gesichtsausdruck und das Zellenmateriale, den Körper.

Was den letzteren Unterschied anbelangt, so sind die allgemeine Wehrpflicht, die Pflege des Körpers durch Uebungen, Bäder, Sommerfrischen geeignete und von den Juden sehr in Angriff genommene Mittel, um ihn zu verwischen und z. B. der Dickleibigkeit namentlich der schöneren semitischen Hälfte entgegenzuarbeiten, welche durch Jahrhunderte lange Beschäftigung und Züchtung typisch geworden. Schwieriger ist es mit den Gesichtern.

Die Juden, welche stark ausgeprägte semitische Physiognomien haben, müssten selbst einen grossen

Werth auf die Kreuzung mit Individuen legen, welche solche Physiognomien nicht haben. Der deutsche und nordslavische Typus, der in der Regel an Ausdruckslosigkeit leidet, würde durch die Kreuzung mit den Semiten nur gewinnen. Im Zustande der freien Wahl des Weibes würde dieser Differenzpunkt bald verschwinden, aber in einer Zeit, wo das Weib die Versorgung durch Hingabe auf legitime oder illegitime Weise zumeist erkauft, ist nichts zu machen. Durch das volle Aufgehen des semitischen Stammes in die anderen Stämme würde sowohl der semitischen Internationale als auch antisemitischen Bewegung der Boden unter den Füssen weggezogen werden; das kann aber so schnell nicht gehen, schon desshalb nicht, weil sich die Herren Rabbiner und Pfarrer dem instinctmässig und nach Kräften widersetzen.

Die Aufhebung jeder antisemitischen Bewegung könnte aber auch auf andere Weise geschehen, wenn die semitische Internationale eine kosmopolitische „blaue" Richtung einschlagen würde. Es ist Sache der Juden, dass man statt zu sagen, er ist artig, galant, liebenswürdig wie ein Franzose, sagen würde, wie ein Jude; oder dass die Erfahrung im Laufe der Zeit den Ausdruck hervorbrächte: „Er ist nobel, bescheiden, coulant und wohlerzogen wie

ein Jude". Sympathie und Achtung sind Dinge, welche einzelne Individuen so gut, wie Durchschnitte von Racen, Ständen und Genossenschaften erwerben müssen. Was nun die Achtung und Gemeinnützigkeit anbelangt, so wüsste ich ein Mittel, welches nicht nur die Juden individuell, sondern gerade die semitische Internationale mit einer derartigen Glorie umgeben würde, dass ich selbst darüber ein Jude werden könnte. Um das so recht anschaulich zu machen, muss ich zu meinem Vergrösserungsglase greifen und etwas übertreiben.

Denken wir uns einen Rabbi, der eine jener mystischen Naturanlagen wäre, welche durch ein zeitweiliges richtiges Schauen sich in einen besonderen Credit zu setzen wüsste, oder gar durch magnetische Kraft einmal einen wirklichen oder eingebildeten Kranken heilte u. s. w. Dieser moderne Rabbi oder Prophet hätte nun eine solche Macht über die Gemüther, um das Judenthum zu veranlassen, (etwa statt der üblichen Beschneidung) den 3. Theil des Eigenthums dahingeschiedener Kinderloser als Stiftung für gemeinnützige Zwecke ohne Unterschied der Confession für verfallen zu erklären. Setzen wir weiters voraus, das jetzt herrschende, Staatsschulden contrahirende Christenthum bliebe bei seiner eben so blöden als egoistischen

Anschauung, dass der Zustand der nächsten Generation für uns gleichgiltig sei. Was wäre die Folge?

Es müsste jeder Proletarier und Menschen freund den lebhaften Wunsch hegen, dass sich die Juden mehren, wie die Sterne am Himmel oder die Fische im Wasser; dass ferner Jehova alle Schätze der Welt auf sie häufte und den Christen entzöge. Denn angenommen selbst, dass zufolge des stärkeren Vervielfältigungstriebes der schöneren semitischen Hälfte nicht der Siebente, sondern nur der Zehnte kinderlos stürbe, so gebe obiges Drittheil bei 30 Jahren Generationsdauer den $10 \times 30 \times 3 = 900$ — sagen wir den tausendsten Theil des semitischen Vermögens jährlich als Collectiv-Eigenthum. Es blieben für die freie Verfügung des Kinderlosen noch immer zwei Drittheile, um einzelne Menschen nach Wahl glücklich zu machen, oder falls der Erblasser von Ambitionen getragen wäre, für Aufrechthaltung des Glanzes des Hauses Jeiteles oder Mandelblüh zu sorgen.

Ihr seid ja Kosmopoliten, Ihr verlangt Euch keinen nationalen hebräischen Staat etwa in Jerusalem oder auf Madagascar! Wer an so dergleichen denken könnte, möge sich ein galizisches Dorf ansehen, in welchem die Juden die Majorität der Bevölkerung bilden. Ihr wollt ja ein auser-

wähltes Volk sein; thut also das, was die Christen trotz des Gebotes ihres Heilandes, die Freimaurer trotz des humanitären Aushängeschildes nicht thun! Beweist, dass Eure Internationale heilbringender sei, als die schwarze und rothe: Ihr habt ein materielles Interesse daran, denn sonst wachsen Euch und uns die Rothen über den Kopf, oder vielmehr unter den Kopf, um unserer verspäteten Verbrüderung in einer Stunde des rothen Enthusiasmus an einem gemeinschaftlichen Galgen ein Denkmal zu setzen!

Die Juden haben die Wahl, entweder ihre Specialität aufzugeben — natürlich mit Ausnahme ihres Glaubens, der ganz irrelevant ist — und innerhalb der politischen Grenzen in Staat und Nation aufzugehen, wo sie eben leben; oder sie haben die Ambition noch über den Glaubensunterschied hinaus sich besonders zu differenziren und ein Volk im Volke zu sein; dann aber müssen sie durch hervorragende, nicht nur persönliche, sondern auch gemeinnützige Eigenschaften ihre angenehme Existenz als Minorität ermöglichen — das Judenthum müsste dann durch äussere und innere Liebenswürdigkeit ebenso populär werden, als es jetzt unpopulär ist.

Doch ist es nicht die Taufe, welche den physiologisch-semitischen Typus mildert, sondern die

Kreuzung; auch ist es nicht die Taufe, welche die jüdisch-materialistische Anschauung in eine mehr christlich ideale verwandelt, sondern die Erziehung und Bildung. Zwischen den getauften und nicht getauften Juden ist kein praktischer Unterschied, wenn der Jud bleibt, und zwischen den getauften und nicht getauften Gentlemen ist auch kein Unterschied, wenn nur der Gentleman zum Ausdrucke kommt!

Wenn wir einen Rückblick auf die verschiedenen Internationalen werfen, so tritt die Zweischneidigkeit jeder internationalen Solidarität und Organisation hervor; jede derselben könnte Grossartiges leisten, wenn die Triebfedern nicht im Egoismus oder in der Eitelkeit, sondern in einem humanitären Kosmopolitismus wurzeln würden, was aber bei der schwarzen, rothen und semitischen Internationale nicht der Fall ist, während den blauen Internationalen eine zielbewusste Organisation fehlt. Am gefährlichsten sind die Rothen, welche nur durch die Blauen siegreich bekämpft oder besser aufgesaugt werden können.

IV.

Die mystischen Naturen der Vergangenheit.

Wenn die mystischen Erscheinungen des 19. Jahrhunderts nicht ganz aus der Luft gegriffen sind, also thatsächliche Unterlagen, wenn auch in bescheidenem Maasse, haben sollen, und wenn der Erklärungsgrund wirklich in einer Anormalität des Organismus zu suchen sein soll, so müsste man vor Allem annehmen, dass diese Erscheinungen überhaupt so alt sein werden, als das Menschengeschlecht. Wenn durch neue Entwickelungen von Pilzen auch neue Krankheiten entstehen, so sind die Uebel, durch welche wir gegenwärtig geplagt werden, im Alterthume doch auch vertreten; hier handelt es sich aber gerade nicht um einen Krankheits-Zustand, sondern weit mehr um einen Specialfall in der Organisation. Es hat Blinde, Taube und Lahme immer gegeben, und ebenso

hat es auch immer mystisch angelegte Naturen gegeben. Man müsste ferner annehmen, dass bei der grossen Menge des Materiales doch eine gewisse Analogie der Erscheinungen stattfinde.

Ich werde darum keine Biographien schreiben, deren man zur Genüge hat, sondern nur das Gleichartige, allen Gemeinschaftliche hervorsuchen, weil es gerade dasjenige ist, was nicht nur den grössten Anspruch auf Wahrheit hat, sondern auch den besten Leitfaden zur Entschleierung des Mysteriums liefert. Auch werde ich dem Leser nur einen kleinen Bruchtheil von jenen Daten vorführen, die mir zur Verfügung stehen, doch wird er genügen, den grossen Irrthum nachzuweisen, in welchem die lebende Generation sich befindet, wenn sie den Hypnotismus, das Tischrücken und Alles, was damit zusammenhängt, für einen neuen Schwindel hält, der in Amerika zum Ausbruche gekommen sei. Selbst die Secte der Spiritisten hat ihre Vorgänger gehabt, wie z. B. vor noch nicht 100 Jahren in den Rosenkreuzern und Freimaurern; wie nicht minder in den Templern und Hierophanten der alten Welt. Einige Daten sind so hochinteressant, dass ich sie der Vergessenheit entreissen möchte, und bürge ich dafür, dass der Leser, welchen Standpunkt er immer einnehmen mag, im

hohen Grade überrascht sein wird, und zwar um so mehr, je weiter wir zurückgreifen; wir werden darum in der Betrachtung einen rückläufigen Weg einschlagen, uns mit den letztverflossenen Jahrhunderten am wenigsten beschäftigen und nur deren bekanntere Persönlichkeiten herausgreifen.

Beginnen wir mit dem bekanntesten Mystiker und Schwindler des vergangenen Jahrhunderts.

1. Das 17. und 18. Jahrhundert.

Es ist nicht die Lebensgeschichte Joseph Balsamo's, genannt Cagliostro, welche uns interessirt, da er ein gewöhnlicher oder ungewöhnlicher Gauner war, sondern die Frage, ob in seinem Leben Spuren der „Nachtseite" der menschlichen Natur, wie sich Fechner ausdrückt, zu finden sind. Diese Frage muss nun allerdings bejaht werden, und wäre eigentlich selbstverständlich, weil es sonst nicht abzusehen ist, wie er eine so grosse Zahl mitunter bedeutender Männer hätte dupiren können. Ich will die Quelle der Macht Cagliostro's klar legen und bin überzeugt, dass mein Leser kaum etwas Wunderbares in dem Leben dieses Mannes finden, aber gleichzeitig begreifen wird, wie ihm so viele Schwindeleien gelingen konnten. Dass ihm eigent-

lich nicht mehr zur Last gelegt werden kann, beweist das über ihn ergangene Urtheil und das Verhör. Die Kirche verurtheilte den Heretiker, aber nicht der Richter den Betrüger im eigentlichen Sinne des Wortes. Ich habe mich vorzugsweise jener Quellen bedient, welche in Balsamo einen Betrüger sahen, und zwar der beiden besten zu Rom während und unmittelbar nach dem Verhöre geschriebenen Berichte, die so ziemlich übereinstimmen. Der erstere ist in Form einer italienischen Correspondenz geschrieben (ich halte diese Correspondenz nur für eine Fiction, nicht für Realität), in welcher der eine Theil in Rom sich an die Thatsachen hält, während der andere aus Neapel die Gerüchte und nicht ganz zu ignorirenden Sagen repräsentirt und vertheidigt.

Das zweite Büchlein ist offenbar von einem Geistlichen ad majorem dei gloriam geschrieben, welchem aber nicht nur die Acten des Processes zur Verfügung standen, sondern er scheint vielmehr selbst als Augen- und Ohrenzeuge dem Processe nicht fern gestanden, ganz gewiss aber in unmittelbarer Berührung mit den Richtern gewesen zu sein. An diese Schrift wollen wir uns vorzugsweise halten. Diesen Quellen entsprechen die Aeusserungen Bülau's, der ebenfalls kein gläubiger Jünger

Cagliostro's oder seiner Schule ist. Er sagt in seinen Sammlungen (I. Band, Seite 320):

„In den Logen war die Arbeit vorzüglich darauf gerichtet, mit den Engeln und den Propheten des alten Testaments in Verkehr zu treten, und dies ward in folgender Weise vermittelt. Man liess ein Kind, gleichviel ob Knabe oder Mädchen kommen, und zwar soll Cagliostro, wenigstens auf Reisen, das erste beste von der Strasse heraufgeholte dazu verwendet haben. Dieses Kind hiess die Taube. Der Gross-Kophta, oder wem er die Kraft durch Anhauchen übertragen hatte, legte dem Kinde die Hand auf das Haupt, hauchte es an und rieb ihm Kopf und Hand mit dem „Oele der Weisheit" ein. Hierauf ward es in einen Verschlag, der das Tabernakel hiess, gebracht und angewiesen, in die Hand oder in eine Schüssel voll Wasser zu blicken. Die ganze Versammlung betete lange Zeit, und dann ward das Kind gefragt, was es sehe. Wo Cagliostro selbst war, sah das Kind immer einen Engel oder Propheten, und es fand nun eine lange Unterredung zwischen dem Kinde und der Erscheinung statt, welche nach den Referaten des Kindes sorgfältig protocollirt wurde. Den Delegaten Cagliostro's glückte die Operation nicht immer, und

in London erschienen einmal statt Engel lauter Affen. Doch zuweilen kamen auch hier Engel und Propheten; zuweilen sah das Kind auch den abwesenden Cagliostro und dessen Frau, beide verklärt. In einzelnen Fällen weiss man, dass die Kinder vorher abgerichtet wurden. In anderen Fällen weiss man das nicht, ist es vielmehr unwahrscheinlich. Cagliostro hat bei seinem letzten Processe, vor der Inquisition, seine meisten Betrügereien eingestanden, ja vielleicht mehr bekannt, als er verschuldet hatte; aber in Betreff dieses Punktes behauptete er standhaft, dass hier eine besondere von Gott verliehene Kraft zu Grunde liege; behauptete es, ungeachtet ihm diese Behauptung der Inquisition gegenüber mehr schaden musste, als das Eingestehen einer Täuschung. Auch seine Frau versicherte, dass ihr Mann, der sie sonst zur Mitwisserin aller seiner Künste gemacht, in dieser Beziehung stets erklärt habe, sie sei zu schwach, um dieses Geheimniss fassen zu können. Auch kann man nicht annehmen, dass alle Logenmeister, die mit Kindern operirten, Betrüger gewesen seien. So mag man wohl meinen, dass hier in der That eine besondere psychische Einwirkung, vielleicht dem Räthselgebiete der sogenannten magnetischen Kraft angehörig, im Spiele gewesen sei.“

Was finden wir also? Wir finden einen Menschen, welcher mit Hilfe der Hypnose, betäubender Mittel und der Einbildungskraft Kinder in den Zustand eines Traumes zu versetzen vermag, welcher Traum ausnahmsweise in einzelnen Fällen hellsehender Natur wird; woher es denn kommt, dass in einzelnen, wenn auch seltenen Fällen, ein richtiges Schauen von im Raume entfernten Gegenständen oder Ereignissen, ein gutes und richtiges Heilverfahren, selbst hie und da eine richtige Prophezeiung zu Stande kommen. Die Zuseher verstehen das nicht, glauben an die Unfehlbarkeit der Wissenschaftler und die Zuversicht der starken Geister, müssen das daher für übernatürliche Ereignisse ansehen und Cagliostro für einen übermenschlichen Magier halten, der — ihre Unwissenheit und Verblüfftheit ausnützt. Cagliostro hat die Möglichkeit und Thatsächlichkeit dieser Procedur in Egypten gelernt, wie so viele Andere in der alten Zeit, ohne sie zu verstehen.

Wir sehen also weiter nichts als Vorgänge, wie sie sich in der Gegenwart auf gleiche Weise ereignen. Aerzte, Priester und Wissenschaftler halten durchwegs die Thatsachen des Magnetismus und des Spiritismus für Schwindel, und berauben sich einer lehrreichen Erfahrung; die Offenbarungs-

Spiritisten nehmen Alles als baare Münze an, und verfallen dem Aberglauben und der Gedankenlosigkeit, während das Richtige in der Mitte liegt. Die Thatsachen stehen, müssen aber kritisch und vorurtheilsfrei beurtheilt werden.

Ausser diesem Hellsehen und unbewussten Offenbaren, welches seit Menschen-Gedenken immer vorgekommen ist, und leider immer missbraucht und schlecht verstanden wurde, bietet das Leben Cagliostro's nur drei wichtigere Erscheinungen, von welchen aber nur zwei mit einiger Sicherheit als wahr angenommen werden können.

Die eine Erscheinung ist das Empfinden von Händeberührungen der Mädchen und Knaben, wenn sie hinter dem Schirme standen; es ist dieses nicht neu und auch nicht unwahrscheinlich, weil es so oft in der Gegenwart geschieht und vielfach auch damals bezeugt wurde. Durch alles dieses wäre aber Balsamo eine sogenannte mediuminische Natur noch nicht zuzuschreiben, weil, wie gesagt, er immer andere Naturen benützen muss.

Zweier Fälle geschieht jedoch Erwähnung, wodurch Balsamo zu einem Medium für directe Schrift und Materialisation, wie der moderne Ausdruck lautet, gestempelt würde. Der eine Fall ist, wo unter seiner Hand eine Zeichnung entsteht oder

vielmehr entstanden sein soll, für welchen Fall aber nicht genügendes Beweismaterial vorliegt; der zweite Fall ist schon besser documentirt, wo eine Materialisation von einem englischen Lord auf eine Weise bezeugt wird, die auf eine mediuminische Natur Balsamo's hinweisen würde. Ich habe den Fall schon in den „Vorurtheilen“ berührt. Der Engländer fand unmittelbar nach gehabter Vision Balsamo in Convulsionen und mit schäumendem Munde auf dem Boden liegen — genau so, wie es von dem Mystiker des Kaisers Franz, Gemahls Maria Theresiens, und den vermeintlichen Besessenen gemeldet wird.

Bülau berichtet, dass dem Cagliostro einige ausserordentliche Curen gelungen sein sollen, was nicht zu wundern ist, weil auf dem Wege des unbewussten Schreibens und somnambulistischen Hellsehens das oft vorkommt. Bezeichnend ist, dass er für derartige Curen keine Bezahlung annahm, wenn auch hie und da ein Anlehen sie noch theurer honorirt haben mag. Bülau ist der Ansicht, dass die Geldmittel, die ihm zu Gebote standen, oder die er effectiv verbrauchte, zu manchen Zeiten so ausserordentlich gewesen waren, dass sie durch alle bekannten Mittel, durch die er sich Geld zu verschaffen wusste, nicht erklärt werden können. Es

entzieht sich das unserer Beurtheilung, doch liegt gar nichts vor, was mit den Berichten über die angeblichen oder echten Adepten eine entfernte Verwandtschaft hätte.

Es gab und giebt Menschen, welche ihre Fähigkeiten oder Kenntnisse dieser Art ausnützen, um einen Glauben zu stiften oder zu stützen; es muss offenbar auch Menschen geben, welche diese Fähigkeiten und Kenntnisse für sich, d. i. für ihren persönlichen Vortheil ausnützen; es ist dem 19. Jahrhundert vorbehalten worden, sie für Philosophie und Wissenschaft zu verwerthen, wenn auch unter harten Kämpfen gegen Pfaffen und Professoren, deren Nimbus durch diese Thatsachen leidet; die ersteren benützten sie zur Begründung ihrer göttlichen Autorität, die anderen läugnen rundweg die Möglichkeit derselben.

Eine weniger glänzende Laufbahn hatte ein gewisser Schrepfer im vorigen Jahrhunderte (geb. 1730, † 1774).

Johann Georg Schrepfer citirte, der Sage und Geschichte nach, Geister, und Herzog Ferdinand von Braunschweig, wie nicht minder Herzog Carl von Kurland (der ihn früher selbst prügeln liess, also kaum für ihn eingenommen sein konnte) wurden durch Schrepfer überzeugt, so wie König Wilhelm

der Zweite in Berlin durch dessen Genossen; andere wollten ihn als Schwindler entlarvt haben, der er übrigens nebenbei war, tout comme chez nous!

Die Art der Phänomene, der Bedingungen und Durchführung lassen für mich keinen Zweifel übrig, dass Schrepfer entweder über ein sogenanntes Medium verfügte, oder selbst eines war. Würde es sich nur um diese hohen unwissenden Herren handeln, so wäre auf die ganze Geschichte nicht viel zu geben, doch schickten diese, bevor sie sich selbst einliessen, immer gewiegte Menschen zur Untersuchung der Sache, die alle eingestehen mussten, dass da etwas Besonderes vorliege; doch wie gesagt, die Art der Phänomene und Durchführung lassen es mit Sicherheit annehmen, dass wir in Schrepfer einen Rosenkreuzer oder rectius Spiritisten in der seiner Zeit entsprechenden verzopften Form vor uns haben. Das, was von den Leistungen und Bedingungen Schrepfer's im „Signatstern“ (eine sehr gute Sammlung freimaurerischer Mysterien) berichtet wird, sieht den heutigen Berichten der spiritistischen Blätter ähnlich, wie ein Ei dem anderen

Seine Papiere und Utensilien gingen verloren, obschon von Seite des sächsischen Ministeriums der stricte Befehl erging, Alles zu sequestriren und

nach Dresden zu schicken; die eigenen Behörden begingen den Diebstahl, so gross war die Neugierde und so festgewurzelt der Glaube an seine Kunst. Bemerkenswerth ist dessen Ansicht, dass er für die Citation an Orte gebunden sei, die von den zu Citirenden bewohnt waren, und dass er nur über Wesen tieferer Stufe verfügen könne. Der Vorgang war allem Anscheine nach der gewöhnliche jener Epoche, und füge ich nach Bülau Folgendes bei, was dem Baron von Gleichen von der Markgräfin Wilhelmine von Brandenburg-Baireuth (geb. 3. Juli 1731, † 14. October 1758), Schwester Friedrich's II., erzählt wurde. Hiernach war auf der Universität Halle, wahrscheinlich in den Vierziger oder Fünfziger Jahren des 18. Jahrhunderts, ein Professor gewesen, welcher Geister erscheinen liess. Friedrich II., dem von Officieren, deren Muth und Geist er kannte, erzählt worden, dass sie dergleichen wirklich gesehen, liess den Professor nach Berlin kommen und bat ihn, ihm einige dieser wunderbaren Erscheinungen zu zeigen. Der Professor erwiderte: „Da ich nicht ganz sicher bin, dass mein Geheimniss nicht einen nachtheiligen Einfluss auf das Gehirn üben könne, weshalb ich es nur unter Sicherungsmassregeln für meine eigene Gesundheit anwende, so bewahre mich Gott, davon in Bezug

auf Ew. Majestät Gebrauch zu machen; aber ich will mehr thun, ich will es Ihnen erklären. Es besteht in einem Räucherwerke, das man in einem dunklen Zimmer verbreitet, in das man schaulustige Menschen eintreten lässt. Dieses Räucherwerk, wovon hier das Recept ist, hat zwei Eigenschaften: 1. den Patienten in einen Halbschlaf zu versetzen, welcher leicht genug ist, ihn Alles verstehen zu lassen, was man ihm sagt, und tief genug, ihn am Nachdenken zu hindern; 2. ihm das Gehirn dergestalt zu erhitzen, dass seine Einbildungskraft ihm lebhaft das Bild der Worte, die er hört, abmalt und die Vorstellung beifügt, die dazu dient, das Ziel seines Strebens zu verfolgen und zu erreichen; er ist in dem Zustande eines Menschen, der nach den leichten Eindrücken, die er im Schlafe empfängt, einen Traum zusammensetzt. Nachdem ich in der Unterredung mit meinem Neugierigen möglichst viele Einzelnheiten über die Person, die ihm erscheinen soll, kennen gelernt, und ihn nach der Form und den Kleidern gefragt habe, in denen er sie sehen will, lasse ich ihn in das dunkle Zimmer treten. Wenn ich glaube, dass das Räucherwerk zu wirken begonnen hat, folge ich ihm, indem ich mich gegen den Eindruck des Räucherwerks durch einen Schwamm schütze, der in Liquor ge-

taucht ist, den ich hier habe. Dann spreche ich zu ihm: Sie sehen den und den, so und so gestaltet und gekleidet, worauf sich sofort seiner erregten Phantasie die Gestalt abmalt; hierauf frage ich ihn mit rauher Stimme: Was willst du? Er ist überzeugt, dass der Geist zu ihm spricht; er antwortet, ich erwiedere, und wenn er Muth hat, so setzt sich die Unterredung fort und schliesst mit einer Ohnmacht. Diese letzte Wirkung des Räucherwerkes wirft einen mysteriösen Schleier über das, was er zu sehen und zu hören geglaubt hat, verwischt die kleinen Mängel, deren er sich erinnern könnte und hinterlässt ihm bei seinem Erwachen eine aus Furcht und Achtung gemischte Ueberzeugung, gegen die ihm kein Zweifel mehr bleibt."

Der König prüfte die Richtigkeit dieser Operation und legte dann das Recept und die Ausführungsvorschrift, unter verschlossenem Umschlag, in seine Handschriftensammlung. Gleichen's Vermuthung, dass Bischofswerder und Genossen das Geheimniss dort oder in Halle gefunden und bei den Geistercitationen, durch die sie Friedrich Wilhelm II. mystificirt und unterjocht haben sollen, angewendet haben, lassen wir dahin gestellt sein. Schwerlich ist jener Hallesche Professor der einzige Inhaber des Geheimnisses, schwerlich ist sein Weg

der einzig anwendbare gewesen, und Bischofswerder dürfte doch wohl complicirtere Mittel angewendet haben.

Diese Procedur hat immerhin einige Wahrscheinlichkeit für sich, doch ist sie nicht zureichend für alle Fälle. Es geht namentlich aus der in Asien üblichen Art und Weise des Verfahrens hervor, dass die Beräucherung und Hypnose bei Vielen, namentlich bei Kindern genügt, um ohne alle weiteren Vorbereitungen ein wirkliches Hellsehen zu ermöglichen, während sie bei mir fruchtlos ist. Räucherungen, worunter eine bedeutende Dosis Bilsenkraut, sind nicht im Stande, mich meines normalen Bewusstseins zu berauben, doch mögen sie sehr leicht ein Individuum von geringerer phänomenaler Befangenheit oder lebhafter Einbildungskraft in Schlaf oder einen traumartigen Zustand versetzen. Wenn sich Jemand Licht, Nahrung und Umgang versagt, so kann das leicht zu Hallucinationen führen, während ein Anderer nur den Hungertod zu erwarten hätte. Auch darf man nicht vergessen oder vielmehr übersehen, dass Bülau, wenn er unter seinen historischen Notizen auf mystisches Material stosst, immer bemüht ist, durch rationalistische Erklärungen, Spott oder sonst wie der herrschenden Meinung und dem wissenschaft-

lichen Vorurtheile Rechnung zu tragen, und sich als starker Geist und Kritiker zu erweisen — mit wie viel Aufrichtigkeit — das weiss ich nicht!

Perty macht einen kleinen Auszug aus Crusius (Seite 420, I. myst. Erschein.), in welchem sich die Stelle befindet: „sein (Schrepfer's) Gesicht wurde bei seinen Arbeiten fahl“. Dies und noch andere Umstände sprechen allerdings dafür, dass Schrepfer ein Medium war. Er hätte ansonst gewiss weder einen solchen Anhang gehabt, noch das Interesse der Regierung auf sich gezogen. Berücksichtigt man, dass er den Vorgang nicht verstand, daher auch nicht begriff, dass seine Productionen sehr oft misslingen *mussten*; berücksichtigt man, dass er davon zu leben angewiesen war, so begreift sich leicht, dass er den Erfolg auf *jede Weise* sichern wollte. Er war ein Betrüger, ein Betrogener und ausserdem wahrscheinlich ein Medium; wenigstens in *einer* Periode seines Lebens. Diese eigenthümliche Organisations-Beschaffenheit hat meines Wissens nie durch das ganze Leben irgend Jemand angehaftet.

Dass auf einige vermeintliche Wunder Christi die Göttlichkeit seiner Natur, Lehre und Bestimmung aufgebaut wurde, ist bekannt; wie sollen Menschen, wie Schrepfer und Cagliostro, nicht auch

für übernatürliche Wesen von so vielen gehalten werden, da einzelne Thatsachen wirklich in die magische (intelligible) Seite der menschlichen Natur auch bei ihnen fielen. Der Unterschied ist nur der: Christus wurde getragen von einer ethischen Idee und opferte sich selbst, die beiden Strolche wurden geleitet von ihrem persönlichen Interesse und opferten die Anderen.

Swedenborg ist das wahre Musterbild für die Thatsächlichkeit solcher Erscheinungen und die fast obligate Verirrung der Gläubigen!

Ein gelehrter, praktischer, wissenschaftlich thätiger Mann wird mit 50 Jahren Visionär, das heisst soviel, als: er verliert die volle phänomenale Befangenheit, die Fähigkeiten des intelligiblen Subjectes treten hervor und erzeugen eine Symbolik im Bewusstsein, welche auf Einwirkungen erfolgt, die früher spurlos vorübergingen. Dadurch hört alles Räthselhafte auf. Man kann sich nicht wundern, wenn er ab und zu richtig schaut, und dadurch verführt, wieder ehrlich glaubt, Realitäten vor sich zu haben, die nichts sind, als Traumgestalten, welche das krankhaft fungirende Gehirn erzeugt.

Dass Swedenborg ein Seher war, das ist nicht zu bezweifeln, dass aber seine sonstigen Visionen über das Jenseits und die Gestirne keinen grösseren

Werth haben, als die Ergüsse des ersten besten Schreibmediums oder das Ergebniss eines Traumes, ist ebenso gewiss. Und doch! Er hat seine Anhänger ebenso gut, wie Buddha, Mahomed, die Propheten, Davis. Seine Hallucinationen sind eine Religion, wie eine andere geworden. Ich kann es daher nicht genug wiederholen, dass man alle Offenbarungen weder als göttliche Gesetze noch als buchstäbliche Wahrheiten nehmen darf; wohl mögen in ihnen theilweise Wahrheiten verborgen sein, ihr grösster Werth besteht aber darin, dass sie uns einen Blick in die menschliche Natur gönnen.

Die Meinung eines Menschen hat in der Regel irgend einen Werth, welcher sich steigert, wenn der Betreffende ein bedeutendes Individuum ist. Noch mehr muss dies der Fall sein, wenn ich Gründe zur Annahme habe, dass es ihm möglich sei, eine tiefere Einsicht in etwas zu nehmen. Das ist nun bei solchen Naturen allerdings der Fall, aber es ist nur Symbolik, was uns zukommt, und überdies ist es schwer, diese von der eines gewöhnlichen Traumes zu unterscheiden.

Unter die Naturen von geringer phänomenaler Befangenheit ist in hervorragender Weise Jacob Böhme zu zählen; er war so ein echtes Schreib- und Visionsmedium, ein Prophet des 16. Jahr-

hunderts. Als Sohn eines Bauern im Jahre 1575 geboren, war er ursprünglich Viehhirt, dann Schuster. Schon als Lehrbub hatte er exstatische Zustände und Visionen; er soll durch den Anblick eines zinnernen Tellers hypnotisch geworden sein. Der Inhalt seiner Schriften beweist mehr und kräftiger die unbewusste Quelle seiner Offenbarung, als seine Behauptung, von Gott oder einem überirdischen Wesen inspirirt zu sein, was eben alle Propheten aussagten. Für Böhme waren eigentlich alle Einwirkungen der Natur Offenbarungen Gottes, denn er war Pantheist. Den Stempel der Offenbarung (natürlich in dem Sinne des Ursprunges auf aussersinnlichem Wege, als Product des intelligiblen Subjectes) haben seine Schriften schon durch die seine Bildung weit überragende Tiefe; denn erst später hatte er die Schriften eines Paracelsus und Weigel gelesen, die allerdings nicht ohne Einfluss auf seine weiteren Arbeiten blieben.

Er theilt das Schicksal und den Wahn aller Schreibmedien, dass sie den Bildern und Vorstellungen Realität beimessen, und sie nicht als Reaction auf Vorgänge auffassen, deren ganze Realität in einer veranlassenden Ursache besteht, so wie ein Traum eine solche auch besitzt. Sein

Styl ist selbstverständlich oft eben so dunkel, wie der der Apokalypse.

Während Swedenborg ehrlich glaubte, dass seine Seele in die Gestirne gedrungen, sagt Böhme ausdrücklich, dass „er nicht in den Himmel gestiegen sei, sondern dass sich der Himmel in seinem Geiste offenbare“; er spricht auch den ganz schönen Gedanken aus, dass die Seele im Jenseits ihren Quell, ihr Herkommen, ihr Leben habe. Auffallend ist seine Verwandtschaft mit der Schopenhauer'schen Philosophie. „Die Welt ist die Selbstoffenbarung des göttlichen, unergründlichen Willens; der Wille findet, fühlt und schaut sich selbst. Er ist die Stätte seiner Ichheit“.

So echt apokalyptisch sind die 7 Gestalten der ewigen Natur; wer die Schriften des Johannes mit denen Böhme's und Charles Fourier's vergleicht (so weit sie Kosmogonie oder Metaphysik betreffen) wird nicht nur die Verwandtschaft der Quelle, sondern auch den durch die gesteigerte menschliche Erkenntniss und die Entwickelung der Naturwissenschaft veranlassten Fortschritt erkennen.

Bei Naturen von geringer phänomenaler Befangenheit *) hat das intelligible Subject mehr Frei-

*) Näheres hierüber im dritten Bande der „Vorurtheile“, 8 Capitel.

heit in der Aperception aller aussersinnlichen Einwirkungen, und gleichzeitig spiegeln sich dem entsprechend in unserer Bewusstseins-Maschine die Bilder weit phantastischer ab; es ist daher sehr begreiflich, dass ein Seher vom Jahre 1 von den Sehern von den Jahren 1600 und 1800 in dem Maasse differiren muss, als der Vorstellungs-Apparat und der Vorrath der Vorstellungen reichhaltiger ist. Legt man diesen Maasstab an die verschiedenen Seher, so findet man die sonstige Identität des Vorganges leicht heraus. Dass der Mensch als Künstler, Poet, Philosoph und Forscher Inspirationen, der Mensch überhaupt Ahnungen hat, bezweifelt Niemand — man braucht den Vorgang nur etwas weiter auszudehnen, um bei träumerischen, dem praktischen bewegten Leben fern stehenden Menschen, ähnliche Erscheinungen, wie sie Mystiker dieser Gattung bieten, ganz natürlich zu finden. Allerdings darf man nicht auf dem Standpunkte des denkenden und empfindenden Eiweissstoffes stehen, denn da wird es unerklärbar, wie so der Eiweissstoff zu solchen Gedankenreihen gelangen soll, da es denn doch mitunter Gedanken giebt, die über den normalen Sinnesapparat und die gewöhnliche Phantasie hinausgehen.

Der Mysticismus Böhme's wurde durch zwei Visionäre, Thomas Bromley und John Pordage, fortgesetzt, und diente selbst bedeutenden Denkern zur Unterlage ihrer Philosophie, wie z. B. Franz Baader. Ich spreche damit keinen Tadel aus, denn Offenbarungen haben immer ein Interesse und können selbst einen grossen Werth haben; nur muss man wissen, dass es eben keine Offenbarung der Gottheit, sondern ein unklares Schauen ist. Wenn bei einem Naturereignisse sich die Gelehrten den Kopf über den Zusammenhang zerbrechen, kann das Zeugniss eines vierjährigen Kindes, welches zufällig Augenzeuge war, immerhin von grosser Tragweite sein, weil es auf die Spur führt.

Wir kommen nun zu einer sehr interessanten Persönlichkeit!

Es mag den Leser einigermassen überraschen, den Namen eines Keppler an diesem Platze zu finden. Der bedeutendste (nach meiner Ansicht über Newton stehende) Astro-Physiker, dessen ewigen Gesetzen wir den Aufschwung der Astronomie (und noch weit mehr) verdanken, soll auch unter die Mystiker gezählt werden? Nun den Mystikern will ich ihn gerade nicht einreihen, wohl aber jenen Naturen, die von fast an die Medien streifender geringer phänomenaler Befangenheit sind

Keppler war kein Astrologe im gewöhnlichen Sinne, er musste aber officiell Astrologie betreiben. Es spricht sich dies sehr deutlich in einem Briefe an Kaiser Rudolf II. aus, in welchem er sich verwahrt, den Gestirnen Einfluss auf einzelne Menschen zuzumuthen, aber — den höchsten Befehlen gehorchend — das sagt, was „die Astrologen sagen würden“. Doch selbst bei seinen astrologischen Arbeiten geht er seine eigenen Wege; er meint, „dass derjenige Astrologus irre gehe, welcher sich allein auf den Himmel und nicht auch auf das Gemüth, der Seelen Vernunft, Kraft oder die Leibesgestalt desjenigen Menschen fundiret“.

Ganz ohne Einfluss hielt er die Configuration doch nicht; er sagt, dass die Strahlen der Gestirne je nach Configuration dem Neugebornen das Leben in dieser oder jener Form zufliessen lassen; Thatsache ist, dass er bei der Stellung seiner Nativitäten eine divinatorische Begabung offenbarte. So sagte er in Bezug auf Wallenstein's Nativität in seiner Constellation auf eine stattliche Heirath: „Die Astrologi pflegen hinzuzusetzen, dass es ein Witib und mit Sohn, aber an herschaften, gebeu, Viehe und bahren Gelde reich sein werde. Ich bin der meinung, er werde ihme eine solche vor allen anderen belieben lassen, ob es wohl Himmelshalber

nit so specificirt werden kann, dan sein natur und neigung gilt bei mir mehr den kein Sterne.« Und an einer anderen Stelle sagt er: „Wan die Astrologi diese direction sehen sollten, würden sie alle ohne Zweifel einen Todtfall votirn, ich aber mir nichts daraus als diesz, dasz er zu derselben Zeit jach, unbesonnen sein wirdt und leichtlich in eine gefahr gerathen möge.«

Man kann auch nicht bestreiten, dass der erste Kalender, den Keppler schrieb, seinen astrologischen Ruf fördern musste, weil er die Bauernunruhen und den strengen Winter 1593—94 voraussagte. Interessant ist, dass er in zwei Schriften 1601 und 1610 insofern als Vertheidiger der Astrologie auftrat, als er den Theologis, Medicis und Philosophis zurief, sie mögen bei billiger Verwerfung des sternguckerischen Aberglaubens nicht das Kind mit dem Bade ausschütten. Er soll dem Kaiser Rudolf manche gute Winke gegeben haben, welche dieser jedoch in seiner Sorglosigkeit nicht genug beherzigte.

Dass Keppler nicht nur ein richtiges Denken, sondern auch ein richtiges „Schauen« besass, geht nicht nur aus obigen und vielen anderen Fällen hervor, sondern es wird fast von allen seinen Beurtheilern selbst der neueren Zeit (Eucken,

Zöllner u. A.) „die Doppelnatur“ Keppler's hervorgehoben. Doch das, was wir hier angeführt, macht ihn höchstens verdächtig; zur zweifellosen Gewissheit wird seine geringe phänomenale Befangenheit dadurch, dass er an einen Schutzgeist nicht nur bestimmt glaubte, sondern mit ihm, wie auch Sokrates, verkehrt und wichtige Gedanken erhalten haben will. Ob das nun greifbare Realität oder nur subjectives Gesicht war, ändert nichts an der Sache. Die Natur Keppler's weist unwiderleglich nach, dass sein Erkenntnissvermögen nicht nur auf normale Weise, sondern auch von innen heraus traumartige Vorstellungen erzeugte.

Die Menschen schenken den Functionen des menschlichen Gehirns zu wenig Aufmerksamkeit. Wir haben ein Willensvermögen, ein Empfindungs- und Erkenntnissvermögen zu unterscheiden. Denken wir uns zwei Aerzte, welche in Bezug auf Willen und Erkenntniss ganz gleichwerthig wären, auch gleiche Erfahrungen und medicinische Kenntnisse hätten; der eine von ihnen hätte aber ein gesteigertes Empfindungsvermögen, er wäre von geringerer phänomenaler Befangenheit. Kann der Leser daran zweifeln, dass der letztere weit bessere Diagnosen liefern würde? Unser Urtheil setzt sich aus zahllosen unbewussten Vorgängen

zusammen, und wir können uns gar keine Vorstellung von dem Einflusse des Unbewussten machen, was wir so schlechtweg Instinct, Stimmung, Spurius, Ahnung, momentane Caprice u. s. w. nennen. Es giebt allerdings graduelle Unterschiede sowohl dieser Befangenheit oder Freiheit, als der Verstandesschärfe und der Kenntnisse. Nach diesen beiden letzteren Richtungen war Keppler allerdings eine aussergewöhnliche Natur; er war es aber auch in ersterer Beziehung, wenn auch gewiss weit weniger, als ein Christus, eine Johanna d'Arc oder irgend eine Somnambule. Die Handlungen und Leistungen der Menschen sind eine Resultirende zahlreicher Factoren bekannter und unbekannter Art, und wir können uns nie Rechenschaft darüber geben, welcher Art Fäden da als Motive mitwirken oder richtiger gesagt, ganz ausgeschlossen werden müssen; wir werden nur die Entscheidung treffen können, auf welches Conto das grösste Gewicht zu setzen sein wird.

Mir ist in meinem Leben keine Natur von entschiedener voller phänomenaler Befangenheit untergekommen, die mich diesbezüglich übertroffen hätte, denn man muss berücksichtigen, welche Erfahrungen ich gemacht, was meine Beschäftigung

und Gedankenrichtung ist. Stundenlange absichtliche Dunkelheit bleibt eben so wirkungslos, als die schwarz lackirte eiserne Wand, die seit Jahren unabsichtlich und unmittelbar vor meinem Bette steht. Diese Hypnose gewaltigster Art, unter Lectüre mystischer Bücher oft tief in die Nacht hinein, bei mitunter sehr langer Vertiefung der Gedanken in die metaphysischen Abgründe, bleibt bei mir gänzlich ohne Wirkung, wenngleich sowohl Swedenborg als Jacob Böhme und andere ihr unterlagen. Ich habe kein Gesicht, keine Hallucination, keinen interessanten Traum dieser Art, alles umsonst! — und doch würde ich nicht zu behaupten wagen, dass mein phänomenales Erkenntnissvermögen Alles, und das intelligible Subject in mir dabei gar nichts zähle; weil es eben unergründlich ist, welchen Antheil es bei spontanen Gedanken hat. Bei Naturen, wie Jacob Böhme, der Seherin von Prevorst und Keppler, tritt dies nur deutlicher hervor. Ob man die Zahlen oder Buchstaben der Kabbala, die Punktirkunst, den magischen Pendel oder die Karten benützt, ist gleichgiltig; in meiner Hand und mit meinen Augen sind sie nichts, in der Hand einer Lenormand oder Lotty Fowler aber können diese Mittel einen scheinbaren Werth haben.

Keppler war nicht nur astronomischer Mathematiker, sondern auch astronomischer Schwärmer und Dichter, er hat richtig geschaut und nicht allein richtig gedacht! Seine Speculation hatte etwas Erhabenes und nicht lediglich Positives. Er wagte sich, wie Eucken richtig ausführt, an alle Probleme heran und begnügte sich nicht mit dem Standpunkte der modernen gelehrten Welt, „diesen superklugen reflectirenden Köpfen, die stolz darauf sind, genau zu wissen, wie man nicht zur Wahrheit gelangt; die nur deswegen nicht irren, weil sie in die eigentliche Arbeit nicht eintreten“.

Die Grossartigkeit und Gesetzmässigkeit der ganzen Natur schlummerte als Ueberzeugung in Keppler's Brust, und diese gab ihm den Drang und die Kraft, seine unbewusste Ahnung in phänomenale Gesetzmässigkeit umzusetzen. Er suchte allerdings die Abstände der Planeten mit den Intervallen der Töne und den stereometrischen Figuren zu combiniren und kam wahrscheinlich dadurch auf die Spuren seines dritten Gesetzes; doch ist es gerade die Ueberzeugung gewesen, dass eine Combination bestehen muss, die ihn geführt.

Zu diesen interessanten Naturen gehört auch Henry More. Aus seinen Schriften geht wenigstens hervor, dass er entweder selbst eine Natur von geringer phänomenaler Befangenheit war, oder doch eine solche in seiner Umgebung hatte, jedenfalls aber Kenntnisse dieser Dinge haben musste.

More war 1614 in Lincolnshire geboren und ein Zeitgenosse Newton's in Cambrigde, wo er auch seine Tage beschloss. Seine Freundschaft mit einem Mystiker, das Lesen der Schriften Plotin's und des Hermes Trismegistos, endlich seine Verehrung für die Kabbala sind Anhaltspunkte genug, selbst wenn eine bemerkenswerthe Stelle in seiner Lehre allein nicht schon genügen würde. Ich habe in dem III. Bande der „Vorurtheile" erwähnt, dass More die Zulässigkeit einer 4. Raumdimension nicht nur behauptet, sondern klar ausspricht, dass sie den Seelen der Menschen, den Geistern und Engeln zukomme. (Noack hat daher Unrecht, wenn er über More in seinem Lexikon berichtend nur „gewissermassen" von einer 4. Raumdimension spricht.)

Wie konnte More so etwas erschliessen?

Dass die 4. Raumdimension von ihm auf dem tiefsinnigen Wege Kant's erschlossen wurde, geht aus seinen Schriften nicht hervor; von der Elektricität, den Molekular-Bewegungen, den Spectris der

Elemente im drei-dimensionalen Raume her auf die Nothwendigkeit der 4. Raumdimension geführt zu sein, wie der Prager Professor Mach, kann bei More und bei dem damaligen Stande der Wissenschaft gar nicht die Rede sein. Eben so wenig können die Combinationen der Mathematiker, wie die eines Gauss, Niemann und Zöllner More dahin geführt haben. Es ist daher mehr als wahrscheinlich, dass More von mystischer Seite her auf diesen Gedanken gekommen sei — wie? — das bleibt freilich ein Räthsel. Nach Professor Zöckler's Zeugniss besass More auch eine aussergewöhnliche, in den Augen seiner Zeitgenossen übernatürliche Heilkraft, welche er auch praktisch ausübte; man sieht, die Symptome treffen zu.

Wir gelangen nunmehr zu einem viel interessanteren Abschnitte:

2. Die mystischen Anschauungen des Mittelalters.

Man hat oder vielmehr die moderne Wissenschaft hat sehr Unrecht, auf die Verirrungen des Mittelalters und der alten Mystiker so vornehm herabzusehen; sie hat Unrecht, weil die Irrthümer der Alten bei dem damaligen Stande der Natur-

wissenschaft begreiflich waren, und unsere späteren Nachkommen gewiss mitleidig auf so Manches blicken werden, was in den heutigen Büchern der Naturwissenschaft steht. Ein geistreicher Franzose nannte die Wissenschaften „den Irrthum in Toilette“ und hat nach Ausschluss der Mathematik darin ganz Recht. Hingegen kann man sehr Vieles in den alten Büchern finden, wodurch die modernen Gelehrten beschämt werden. Der Glaube eines Agrippa, dass die Bestandtheile eines Löwen Muth und Kraft verleihen, dass Tauben Liebe einflössen konnen, ist kindisch; doch haben die Homeopathen auch den Grundsatz similia similibus, und ist es gerade nicht unbegreiflich, wenn man von der Ansicht ausgeht, dass der Muth und die Kraft des Löwen, die Zärtlichkeit der Tauben einen Grund haben müssen; man muss es daher eher einer materialistischen Anschauung zuschreiben, wenn man auf diese Weise zu wirken hoffen konnte.

In Bezug auf Ethik und Moralprincip sind die Alten den Modernen unbedingt überlegen, weil sie das irdische Dasein nicht als die einzige und letzte Daseinsform auffassten und dadurch eine idealere Weltanschauung hatten; Agrippa lehnt sich mit Vorliebe an Pythagoras, Plato, Augustin und Virgil an. Mit diesem Letzteren in Uebereinstimmung

behauptet er beispielsweise, dass die abgeschiedenen Seelen eine lebhafte Erinnerung und ein Interesse für das, was sie in diesem Leben gethan, behalten; er citirt die Stelle aus der Aeneide:

„. . . . . Die Lust an Wagen und Waffen, die sie im Leben gehegt, und die Sorge für glänzende Rosse, Waid' und Pflege, sie folgt den Bestatteten unter die Erde.“

Er sagt weiter: „Auch Algazel in seinem Buche von der göttlichen Wissenschaft, so wie die übrigen arabischen und mahomedanischen Philosophen sind der Meinung, dass dasjenige Thun und Treiben, welches die Seele in ihrer Verbindung mit dem Körper gewohnt ist, ihr den Charakter der Gewohnheit eindrückt und dass sie dann nach ihrer Trennung vom Leibe, die im Leben geübten Handlungen und Neigungen, die noch nicht verwischt sind, fortzusetzen sucht. Obwohl der Körper und die körperlichen Werkzeuge zerstört werden, so hört deshalb die Thätigkeit doch nicht auf, sondern es bleiben die Neigungen und ähnliche Dispositionen zurück.“

Was ist nun vernünftiger, die Ansicht, dass wir immer so sind und das sind, zu was wir uns machen, wenn auch unter wechselnden Formen und Verhältnissen, oder die Ansicht, dass der

Eiweissstoff sich zum Menschen mit zweckmässigen Organen, mit einheitlichem Selbstbewusstsein und sogar einem dadurch unbegreiflichen Gewissen entwickele, lediglich um in Dünger verwandelt zu werden?

Man kann sich nicht wundern, dass das Alterthum bei seiner Anschauung uns ganz andere Gestalten und Formen vorführt, als die in die materialistische Weltanschauung versunkene Gegenwart. Doch beginnen wir zuerst mit den thatsächlichen Parallelen.

Unter dem Namen der Hypnose hat sich erst in neuerer Zeit in der Wissenschaft die Procedur Geltung verschafft (wenn auch noch lange nicht bei den vermeintlichen „Correcten"), dass durch das starre Hinsehen auf einen glänzenden Gegenstand aussergewöhnliche Bewusstseinszustände eintreten. Nun gibt es keinen nur etwas bedeutenden Reisenden, welcher in Asien und selbst Nordafrika nicht Gelegenheit gefunden hätte, gegen Geld und gute Worte das Wahrschauen hypnotisirter Knaben zu beobachten. Die wissenschaftlichen, darum aber nicht bedeutenden Reisenden glauben, wenn sie den Schwanz einer Eidechse oder den Fuss einer besonderen Laus zu Hause bringen, etwas viel Wichtigeres für das Wohl der

Menschheit gethan zu haben, als wenn sie die Natur des Menschen in aussergewöhnlichen Verhältnissen beobachten. Bequemer ist es freilich, eine Sammlung anzulegen, oder einen Asteroiden oder Kometen aufzufinden, oder einen neuen Stoff zu entdecken, als nachzudenken; es ist auch dankbarer, denn das erstere macht Jeden unsterblich, das zweite nur sehr wenige.

Dass dieses Wahrschauen im vorigen Jahrhunderte bei Freimaurern und Rosenkreuzern prakticirt wurde, ist bekannt, und wurde schon besprochen. Agrippa schreibt nun darüber (IV. und V. Buch):

„Man lässt nämlich nach einer theils verständlichen, theils unverständlichen Beschwörung in runde, mit Wasser gefüllte Gläser, um welche angezündete Kerzen stehen, einen unschuldigen Knaben oder eine Schwangere hineinblicken, und der Schauende gewahrt die Bilder der gewünschten Gegenstände, und wie einige behaupten, mit grosser Deutlichkeit . . . .“

„Zur Hydromantie gehören ferner die Erscheinungen, welche sich im Wasser zeigen, und wie einige behaupten, gibt es noch heutzutage Leute, die sich rühmen, in einem mit Wasser gefüllten Glase oder Schale Bilder verschiedener

Dinge und Geistergestalten zeigen zu können. Diese Wahrsagungsart soll von den Persern herstammen und auch von den Assyriern ausgeübt worden sein, so behaupten meine Gewährsmänner; ferner erzählen sie, dass ein Numa Pompilius, und nach ihm der Fürst der Philosophen Pythagoras, sie in höchsten Ehren gehalten und davon Gebrauch gemacht habe.“

Er sagt weiter:

„Die Katoptromantie ist eine niedere Art von Divination. Der Vorgang ist aber folgender: Man nimmt ein bis an den Rand volles Becken Wasser, in das man jedoch zu einer geeigneten Zeit und unter gewissen Ceremonien einen Spiegel legt, und in diesen lässt man nach der Beschwörung der Luftgeister einen unschuldigen Knaben oder eine schwangere Frau, die noch nicht in den neunten Monat getreten ist, hineinschauen. Diese Personen sehen nun in dem Spiegel, was der Katoptromantiker zu wissen wünscht. Einer solchen Zauberei bediente sich nach dem Vorgange eines Septimius Severus auch der Kaiser Didius Julianus *) sehr häufig, und

*) Zu vergleichen ist die gründliche Anmerkung von Casaubonus im Leben dieses Kaisers v. Spartianus (Leydener Ausgabe der Scriptores historiae Augustae I. p. 584, a, b u. 585, a), wo dieser Gegenstand erschöpfend behandelt wird.

er soll Alles, was ihm begegnete, dadurch bis auf's Haar, wie man sagt, zum voraus gesehen haben.«

„Bei Patrae, lautet die Sage, gab es einen Tempel der Minerva, in dessen Nähe eine Quelle dieser Art von Orakeln diente. Wurde nämlich unter heiligen Entsühnungen und Beschwörungen von den Kranken ein Spiegel in das Wasser hineingelegt, und so sahen sie sogleich darin den guten oder schlechten Ausgang ihrer Krankheit. Eine ähnliche Quelle befand sich in Achaja vor einem Cerestempel, wo man sich gleichfalls über Krankheitszustände Rath einholte. Die Kranken liessen nämlich unter Gebeten und Räucherungen einen Spiegel an einer sehr feinen Schnur bis zur Oberfläche des Wassers allmälig hinab, damit sich der ganze Verlauf der Krankheit in demselben ab spiegle . . . . .«

„Unter dieselbe Rubrik gehört auch die Onymantie. Das Verfahren dabei ist folgendes: Man bestreicht einem kleinen Knaben den Nagel des Zeigefingers oder die Handfläche mit Russ und Oel, und indem man einige Zaubersprüche vor sich hinmurmelt, lässt man ihn auf den Nagel oder die Handfläche sehen. Die Bilder, die er nun darin sieht, dienen als Orakel. Cardanus will, dass der Knabe den bestrichenen Nagel oder die Handfläche

gegen die Sonne halte, damit in dem Reflex ihrer Strahlen Bilder und verschiedene Farben, die aber nur der Knabe sehen kann, zum Vorscheine kommen.“

Man sieht, wie vorsichtig Agrippa sich ausdrückt, indem er nur berichtet, aber dafür nicht einsteht; rührt diese Vorsicht daher, weil er selbst keine Erfahrung gemacht, oder weil er (das wissenschaftliche Publikum wohl schwerlich) die geistliche Macht scheute, ich weiss es nicht; aber um so mehr Vertrauen verdient er dort, wo er sich selbst einsetzt. Dass Swedenborg und Jacob Böhme auf ähnliche Weise hypnotisch wurden, und dass Cagliostro mit diesem Kunststück seinen Hauptschwindel trieb, haben wir erwähnt. Alle diese historischen übereinstimmenden Aussagen haben für die wissenschaftliche Welt nicht existirt; ja, als Hansen an den verschiedensten Orten aussergewöhnliche Bewusstseins-Zustände bei Tausenden und vor Tausenden vorführte, schüttelten die Herren „Männer der Wissenschaft“ ihre gedankenlosen Köpfe, und erst in neuester Zeit, als an verschiedenen Orten verschiedene Personen gleiche Resultate erzielten, konnten sie zum Schweigen gebracht werden. Sie hätten sich aber nicht blamirt, wenn diese Herren den alten Agrippa und andere Autoren

in der Hand und überhaupt historische Kenntnisse gehabt hätten — dazu sind sie zu vornehm.

Der heilige Augustinus war ein objectiver Mensch, und er bemerkte ausdrücklich, dass das Erscheinen eines Verstorbenen im Traume eben so gut ein Bild sei, als der Traum von einem Lebenden. Er ist selbst ein entschiedener Gegner der Ansicht, den Todten eine Einmischung in unsere Verhältnisse zuzumuthen, denn er sagt: „Wäre das möglich, so würde mich meine Mutter keinen Augenblick verlassen". Dieser Schluss ist zwar nicht richtig, weil der Wille allein dazu gerade nicht ausreichen muss; es ist nun einmal nicht jedem Wesen in- oder ausserhalb der Zellenformation gegeben, sich wahrnehmbar zu machen, oder selbst wahrnehmend zu werden. Jedenfalls aber verdient es um so mehr Beachtung, wenn ein so nüchterner Mensch die Thatsächlichkeit des Wahrträumens doch zugeben muss. Er berichtet selbst zwei Fälle, die in Mailand stattfanden. Die Zeugen für das Wahrträumen sind so, zahlreich, dass wir darüber hinausgehen können. Schopenhauer und Goethe gehören auch dazu.

Nun ist dieses Wahrträumen und das hervorgerufene Wahrschauen im Wege einer Hypnose bei dazu geeigneten Individuen der Sache

nach ein und dasselbe — nach meiner Ausdrucksweise: „Herbeiführung einer geringen phänomenalen Befangenheit und einer grösseren Freiheit des intelligiblen Subjectes“.

Dass Agrippa für die Realität einer Fernwirkung der Seele eingestanden, und zwar persönlich eingestanden, habe ich im dritten Bande meiner „Vorurtheile“ angeführt. Er setzt diese Einwirkung mit Recht auf die magische Kraft des Willens, verlangt dazu eine Concentration der Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand u. s. w. Wer meine Schriften, oder auch nur meine Brochüre über den thierischen Magnetismus („Ist Hansen ein Schwindler?“) kennt, wird wissen, dass diese Macht nichts wunderbarer ist, als die Attraction der Massen, an welche wir so wenig zweifeln, als an die Richtigkeit des astronomischen Kalenders, als an Tag und Nacht.

Weit interessanter sind die von ihm angeführten Fernwirkungen, die auf das Gebiet anderer Raumanschauungen anspielen. Doch wollen wir zuerst jene Erscheinungen durchgehen, wo Agrippa seine allerdings noch unklaren Ansichten über jene Naturen kundgibt, welche die moderne Zeit „Medien“ nennt.

Agrippa war der Meinung, dass man ohne eine Hexe mit Dämonen keinen Umgang haben könne, genau so wie die modernen Spiritisten behaupten, dass ohne ein Medium die physikalischen Erscheinungen nicht erfolgen. Er sagt auch, dass man zum Magier geboren sein müsse, anderen aber, die sich selbst in ein solches Amt eindrängen wollen, ergehe es unglücklich. Sehr treffend sind seine Ansichten über die Magier oder Medien in Bezug auf das Doppelwesen ihrer Natur. Er sagt im 5. Bande:

„Der Uebergang aus dem gewöhnlichen menschlichen Leben in ein magisches ist nichts anderes, als ein Uebergang aus einem Traumleben in ein wachendes. Was in dem Alltagsleben dem Menschen unbewusst und ohne Erkenntniss widerfährt, das widerfährt den Magiern mit vollem Bewusstsein und Willen. Ein Magier weiss es, wann sein Geist über sich selbst nachdenkt, rathschlägt, sinnt, beschliesst und sich vornimmt etwas zu thun. Er merkt es auch, wann seine Gedanken von einem ihm beistehenden, aber sonst selbstständigen geistigen Wesen herfliessen, und er forscht, aus welcher Ordnung dies geistige Wesen sei.“

Er hebt hervor, dass die wunderbaren Wirkungen und die Macht der Hexen nicht von

den Mitteln herrühren, welche sie anwenden, als Todtenköpfe, Kröten, Schlangen, Charaktere u. s. w. Er vergleicht diese Teufelskünste mit den Sacramenten der Kirche, die auch ihre Förmlichkeiten habe. (5. B.) Auffallend ist, dass er ein leises Lispeln, das den Meisten unverständlich sei, als vorkommend anführt, genau so wie die Freimaurer in der egyptischen Loge des Cagliostro, Kerner in seinen Schriften und die Spiritisten in der Gegenwart. Ich habe es in solchen Fällen einigemal vernommen, aber nie unter Bedingungen, dass ich es als ganz ausser allem Zweifel stehend behaupten könnte.

Am interessantesten ist, was Agrippa über die modernen Materialisationen sagt. Vor Allem nimmt er an, dass im Jenseits keine Dichtigkeit vorhanden sei, und definirt die Intelligenzen als geistige Wesen, frei von jedem Antheil an der dichten und vergänglichen Körperlichkeit, unsterblich, den Sinnen unzugänglich, Beistand verleihend, in Alles einfliessend — also ganz in Uebereinstimmung mit den Spiritisten. Er meint auch, dass man bei solchen Beschwörungen, Räucherungen und Dünsten „Eier, Milch, Honig, Oel, Wein, Wasser und Mehl anwenden soll, welche den Seelen die Annahme eines Körpers erleich-

tern, wie dies bei Homer umständlich beschrieben werde.«

Diese Dinge enthalten organische Substanzen, insbesondere Eiweiss, und doch konnte Agrippa und seine Zeit von der Nothwendigkeit des Albumins für Darstellung unseres Organismus nichts wissen; es musste daher von irgend Jemand entweder erfahrungsmässig oder durch unbewusste Ahnung, wie so vieles Andere, ermittelt worden sein; wahrscheinlich war aber die »Hexe« die Hauptsache. Dass es auch männliche »Hexen« gibt, das wusste Agrippa vielleicht nicht, und so schob man in diesen Fällen vielleicht den Erfolg auf diese Stoffe.

Wer wird noch daran zweifeln, dass zwischen den alten Magiern und Hexen, und den modernen Spiritisten und Medien kein Unterschied bestehe? Die behauptete obligate Mitwirkung Gottes oder des Teufels war damals eine begreifliche Beigabe und Anschauung.

Der heilige Augustinus macht eine höchst interessante, mit dem modernen Spiritismus übereinstimmende Bemerkung; er sagt:

»Die verdammten und in der Gottlosigkeit verhärteten Geister eignen sich bisweilen vielleicht bloss deshalb eine tiefere Einsicht in die Zukunft an, weil sie durch ihre luftigen Gestalten ein weit

feineres Ahnungsvermögen besitzen, als die Menschen in ihren irdischen Körpern; vielleicht auch deshalb, weil sie durch eine beispiellose Behendigkeit ihres Luftkörpers nicht nur die Menschen und Thiere, sondern auch den Flug der Vögel an Schnelligkeit wunderbar übertreffen, so dass sie in dieser doppelten Hinsicht lange zuvor etwas zu verkündigen vermögen, was wir bei der Beschränktheit unserer irdischen Anschauungsweise nur anzustaunen pflegen, vielleicht auch deshalb, weil ihnen vermöge ihres langen Lebens in allen Dingen eine so vorzügliche Erfahrung zu Theil wird, wie wir sie uns bei der Kürze unseres Daseins, das fast einer Wasserblase gleicht, niemals erwerben können.«

Eine wunderbare Uebereinstimmung mit dem, was die spiritistische Literatur des 19. Jahrhunderts auf diesem Gebiete zu Tage fördert.

Doch nicht nur Augustin, sondern auch Ambrosius, Theophorus Ignatius in einem Briefe an die Ephesier, Joannes Chrysostomus im 3. Buche sprechen Ansichten aus, welche ganz ähnliche Erfahrungen voraussetzen, wie man sie heut zu Tage macht.

Agrippa nimmt die physische Erhebung des Körpers als möglich an, und beruft sich auf die Apostelgeschichte, nach welcher Philippus nach

Asdod versetzt wurde; ferner auf Habakuk, Daniel, Petrus. Doch sei das nicht Allen gegeben. (Wir werden später sehen, dass dies tausend Jahre vor Agrippa schon allgemein behauptet und beobachtet wurde.)

Dass die Menschen im Wege der Extase dahin gelangen könnten, ihren Körper zeitweise zu verlassen, und an entfernte Orte zu gelangen, ist ihm noch weit begreiflicher; er sagt (3. B.):

„So lesen wir, dass Hermes, Sokrates, Xenokrates, Plato, Plotin, Heraklit, Pythagoras und Zoroaster oft in Verzückung gerathen seien, und so von vielen Dingen Kenntniss erlangt haben. Nach der Erzählung des Herodot befand sich in Proconnesus ein wunderbar gelehrter Philosoph, Namens Atheus, dessen Seele auch bisweilen aus dem Körper trat und nachdem sie weite Räume durchwandert, mit neuen Kenntnissen bereichert, zurückkehrte. Dasselbe erzählt Plinius von der Seele des Klazomenier Harmon, die auch ihren Körper zu verlassen, umherzuschweifen und aus der Ferne Vieles und Wahres zu berichten pflegte. Noch heut zu Tage trifft man bei den Norwegern und Lappen sehr häufig Personen, die sich volle drei Tage von ihrem Körper zu trennen im Stande sind und zurückgekehrt aus fernen Gegenden Vieles ver-

kündigen . . . . Da nach der Lehre der Aegyptier die Seele ein geistiges Licht ist, so umfasst sie, von dem Körper getrennt, jeden Raum und jede Zeit; gerade wie ein in eine Laterne eingeschlossenes Licht, sobald man die Laterne öffnet, sich überall hin verbreitet, so ermattet die Seele auch nicht, denn sie ist überall und ewig.“

Cicero bemerkt in seinem Buche von der Divination: „Die Seele des Menschen sieht nur dann die Zukunft voraus, wenn sie so gelöst ist, dass sie weniger oder nichts mehr mit dem Körper zu schaffen hat. Wenn sie daher in jenen Zustand gelangt, welcher der höchste Grad der contemplativen Vervollkommnung ist, so wird sie allen erschaffenen Dingen entrückt, und ihre Einsicht hängt nicht mehr von den erworbenen Vorstellungen ab, sondern sie blickt unmittelbar auf die Ideen und erkennt Alles im Lichte der Ideen. Dieses Lichtes nun werden, wie Plato sagt, sehr wenige Menschen in diesem Leben theilhaftig, aber beinahe alle Götter. Die Ohnmacht und die fallende Sucht gleichen gewissermassen auch der Verzückung, indem, wie bei letzterer, sehr häufig bei ihnen die Divinationsgabe zum Vorscheine kommt, durch welche Art von Weissagung Herkules und sehr viele Araber sich auszeichneten. Sodann

gibt es auch eine Weissagung, die zwischen natürlicher Divination und übernatürlichen Orakeln in der Mitte steht und die in Folge des Uebermasses einer Leidenschaft, wie bei allzugrosser Liebe oder Traurigkeit, oder unter häufigen Seufzern oder im letzten Todeskampfe die Zukunft verkündigt. Es wohnt nämlich unseren Seelen ein Alles umfassender Scharfblick inne, der durch die Finsterniss des Körpers und der Sterblichkeit verdunkelt und gehemmt ist, nach dem Tode aber, wenn die Seele, vom Körper befreit, die Unsterblichkeit erlangt hat, zur vollkommenen Erkenntniss wird. Daher wird manchmal den dem Tode Nahen und durch das Alter Geschwächten, ein ungewohnter Lichtstrahl zu Theil, weil alsdann die Seele weniger von den Sinnen gefesselt und schon gleichsam etwas von ihren Banden befreit, und dem Orte, wohin sie wandern wird, näher stehend, dem Körper nicht mehr so unterworfen ist, wie früher. Daher sieht sie jetzt schärfer und empfängt in den letzten Augenblicken des Lebens leicht Offenbarungen.“ Ambrosius sagt diesbezüglich in seinem Buche von dem Glauben an die Auferstehung: „Unsere Seele sehnt sich, dem Kerker ihres Leibes zu entrinnen, weiss aber in ihrer gleich der Luft freien Bewegung nicht, wohin sie geht oder woher sie kommt. Wir wissen

jedoch, dass sie den Körper überlebt und nach Ablegung der Fesseln ihrer sinnlichen Hülle mit freiem Blicke schaut, was sie während ihres Aufenthaltes in dem Körper nicht sah. Etwas, was sich nach der Analogie der Schlafenden erklären lässt, deren Seelen, nämlich während der Körper in tiefe Ruhe versunken ist, sich zu Höherem erheben, und nachher dem Körper verkündigen, was sie von abwesenden oder auch himmlischen Dingen geschaut.“

An diesen Worten ist wahrlich sehr Weniges zu ändern, um sie dem heutigen Stande der spiritistischen Erfahrung anzupassen; meine Leser werden wenigstens an diesen Behauptungen und Anführungen Agrippa's die Thätigkeit des über unsere Raumanschauungen triumphirenden intelligiblen Subjectes bei anormalen oder krankhaften Organisationen leicht erkennen, und man kann sich höchstens wundern, wie unsere Gelehrten an der erdrückenden Zahl der Zeugen und an der Uebereinstimmung aller Aussagen — wenigstens was das Wesen der Sache anbelangt — so unbeirrt vorüber gehen konnten. Es besteht keine Lücke in diesen Erscheinungen, sie waren immer zu beobachten. Nach dem Erscheinen der „Seherin von Prevorst“ (also noch vor der spiritistischen Aera) erhielt

A. Kerner zahlreiche Zuschriften über ähnliche Ereignisse, welche in dessen „Blättern aus Prevorst“ und dem „Magikon“ erschienen; auf gleiche Weise empfange ich fortlaufend Berichte ähnlichen Inhaltes, welche nicht immer auf Einbildung zurückgeführt werden können.

Bei diesen Ansichten der Alten ist es nicht zu wundern, dass sie an die Existenz anderer Wesensreihen glaubten, und zufolge von noch anderen Erfahrungen glauben mussten. Man kann keinen Unterschied zwischen dem Glauben der Spiritisten und dem Plato's finden, wenn er sagt: „dass die Menschen, in Folge der Unterweisung durch solche, oft erstaunliche Wunder ausrichten, wie denn auch einige uns näher stehende Thiere, z. B. Affen, Hunde, Elephanten durch unseren Unterricht über ihre Art hinaus oft wunderbare Dinge vollbringen können.“

An dem selbst in neuester Zeit vielfach constatirten Steinregen (der auch dem aufgeklärten und darüber sehr erbosten Kaiser Joseph II. in Steiermark den Schabernack spielte, seine Commission aus einem von einer Compagnie Soldaten umringten Hause hinauszujagen) scheint Agrippa auch nicht gezweifelt zu haben, wenn gleich nicht

deutlich hervorgeht, ob ein Meteorfall ausgeschlossen oder zulässig ist. Das, was wir gewöhnlich Spukgeschichten nennen, ist bei ihm allerdings auch vertreten; er führt die Stelle aus dem Briefe des Plinius an, der über ein Haus in Athen berichtet, das Niemand aus diesem Grunde bewohnen konnte, bis ein starker Geist, der Philosoph Athenodorus, es aus Bravour ankaufte, aber ohne verschont zu werden. Ebenso erinnert er an den Poltergeist des Caligula, und verwirft die Annahme, dass dies Dämonen seien, vertritt hingegen die Ansicht, dass es die Seelen Verstorbener seien, die noch mit dem Sauerteige der Sünde ihre Körper verlassen haben. Agrippa hatte noch nicht gewusst, dass eine Zeit kommen wird, wo das Zeugniss und die Ansicht eines Professors oder Reporters höher stehen, als die Erfahrung aller Zeiten. Er würde selbst Jedem in's Gesicht gelacht haben, der so etwas als möglich behauptet hätte.

In Bezug auf die Seelenwanderung spricht er sich nicht aus, was zu seiner Zeit auch gefährlich gewesen wäre; doch führt er die Ansicht des Origines an, nach welchem die Dämonen besserer Art zu Menschen würden — mit menschlichem Fleische umgeben — um auf diesem Wege wieder

zu Gott zurückzukehren. Auch citirt er die Ansicht der Kabbalisten, nach welchen die Seelen dreimal und nicht öfter ihre Wanderung durchzumachen hätten.

Agrippa stützt seine „Philosophia occulta" hauptsächlichst durch das Zeugniss der alten Classiker, und die Schriften der intelligenteren christlichen Autoren, wie Augustinus; er war jedenfalls ein gründlicher Kenner der Literatur der Alten und seiner Zeit, wo hingegen die modernen Naturforscher sich diesbezüglich durch eine crasse Ignoranz auszeichnen; diese wissen noch nicht einmal das, was schon Sokrates erkannte, dass er nichts wisse. Dass sich seit Agrippa's Zeiten das Material der Erfahrung nicht vermindert, bezeugt die Geschichte des Mittelalters und die spiritistische Bewegung der Neuzeit. Wer das der ganzen Mystik Gemeinschaftliche und Thatsächliche aus diesem ungeheueren Materiale herausnimmt, kommt zur feststehenden Ueberzeugung, dass er es hier nur mit den Ausnahmen der Erscheinungsformen und Daseinsweisen zu thun habe, und nicht etwa mit etwas Uebernatürlichem. Es gibt unter uns Menschen mit krankhafter Organisation, es gibt Narren, Fexe mit fixen Ideen und sonderbaren Launen. Das, was es nun unter den Menschen gibt, das muss es

nothwendig auch in einer intelligiblen Welt geben können. Gibt es Menschen, die ein aussersinnliches Schauen, wenn auch in unvollkommener Weise zurückbehalten, warum soll es nicht intelligible Wesen geben, die noch etwas menschliche Anschauungen haben? Gibt es Menschen, die sich für Thiere halten, warum soll es nicht intelligible Wesen geben können, die sich noch für Menschen halten? Die erstere Annahme erklärt die Erscheinungen des Somnambulismus, das Wahrträumen, Fernsehen, das Visionenhaben, das Prophezeien u. s. w. Die zweite Annahme könnte den unfreiwillig erlebten und den wissentlich hervorgerufenen Spuk der Spiritisten erklären. Diese Annahmen erklären zugleich, warum diese Erscheinungen räumlich genommen so selten, und zeitlich genommen immer vertreten sind; es sind Ausnahmen der Organisationsbeschaffenheit, daher sich unter Hunderttausenden nur sehr Wenige befinden; weil aber die Welt, oder richtiger der Planet immer durch Millionen Menschen bewohnt ist, so gehen die Beispiele doch nicht aus — sie müssen immer vorkommen!

Uebergehen wir nunmehr zum dritten Abschnitt, betrachten wir uns

3. die Mystik in der alten Zeit.

Es gibt nichts Neues unter der Sonne!

Jede Emancipation hat das Eigenthümliche, dass sie in ihrer Freude und ihrem Selbstbewusstsein über das Ziel schiesst, so ist es in Sachen der Politik, der Wissenschaft und der Religion!

So ist es jetzt, so war es immer! So wie die Aufklärer des vorigen Jahrhundertes Alles über Bord warfen und sich aufblähten, weil sie die Schnurren der priesterlichen Hierarchie überwanden und an die Wirkung des päpstlichen Segens auf die Windeln neugeborner Königskinder keinen Werth legten und nicht daran glaubten, so thaten es auch die Emancipirten der griechischen Mythologie, nachdem sie diese als eine Dichtung erkannten. Beide verfielen in den Fehler, der Entstehung dieser Religionen und Gebräuche gar keine in der Erfahrung begründete Veranlassung zu geben, also genau so, wie die moderne Zeit alle Behauptungen der Spiritisten über magnetische und anderweitige Vorkommnisse verwirft, weil viele derselben theils unwahr, theils absurd sind.

Der Aufklärer Wieland übersetzte in der Zeit der Aufklärung den aufgeklärten Lucian von Samosata, welcher in seinen Schriften gegen

Peregrin und den falschen Alexander, der zweifelsohne ein Hauptcharlatan und Speculant war, genau so schrieb, wie die modernen Aufgeklärten.

Aus dieser Philippica gegen die Paphlagonier, aus den Kirchenvätern und anderen zahllosen Autoren geht jedenfalls hervor, dass die Wahrheiten und Irrthümer des Aberglaubens der Gegenwart in gleicher Weise auch in der Vergangenheit vertreten waren; dass vom Siebdrehen bis zum bewusstlosen Sprechen und Prophezeien, vom Tischrücken bis zum unbewussten Schreiben und Geisterklopfen Alles vertreten war, und dass dieses damals wie jetzt auf gleich stupide Weise voll geglaubt und ganz verworfen wurde. Beginnen wir mit dem falschen Propheten Alexander, der um das Jahr 160 zu Abonoteichos mit einer gebändigten Schlange seinen Sitz aufschlug.

Alexander beschwörte in phönizischen und hebräischen unverständlichen Worten, genau so wie das Mittelalter und die Derwische und Fakirs der Neuzeit, er beantwortete beschriebene und versiegelte Anfragen genau wie unsere Somnambulen, und zwar mit einem und demselben Erfolge, d. h. man erhielt tolle, unverständliche, nichtssagende und zweideutige Antworten, darunter aber auch überraschende; worin er sich von ihnen unterschied,

ist der ungeheuere materielle Erfolg, denn die ganze damalige civilisirte Welt stand mit ihm in einem Verkehre, und soll er Schätze auf Schätze gehäuft haben; sein Aufenthaltsort wurde zu einer Art Maria Zell.

Für mich speciell ist die Art der Aufklärung Lucian's noch weit interessanter, denn man findet dieselben Gemeinplätze der Aufklärung, wie sie in den heutigen Tagesblättern zu finden sind. So heisst es, dass ein Jeder gewiss versichert ist, „wenn er auch das Wie nicht ausfindig machen könne, dass ihm nur die Maschinerie, wodurch es bewerkstelligt wird, verborgen und Alles lauter Betrug sei, und unmöglich das sein könne, was es scheint". Das ist schon der richtige Standpunkt, der auf die Grenzen des menschlichen Naturerkennens vergisst und der Erfahrung sein hochweises a priori entgegenstellt.

Lucian meint z. B., dass Alexander die Kunst besessen haben müsse, die Siegel zu öffnen und wieder herzustellen; dagegen wäre nun gar nichts einzuwenden, nur bliebe es dann unbegreiflich, dass er so viele, mit dem Gegenstand gar nicht zusammenhängende, seine Kunst blossstellende Antworten gegeben hat. Dass deren doch auch sehr richtige darunter waren, das gibt Lucian zu, doch

da helfen die gewöhnlichen Mittel, aussergewöhnliche physikalische und medicinische Kenntnisse u. s. w. So meint Lucian, dass er ein ganzes Heer von Agenten in Rom hielt, von dem er doch zu entfernt war, um gut unterrichtet zu sein! Jedenfalls ist es eine grosse Ungeschicklichkeit Lucian's, einzugestehen, dass er ein persönlicher Feind des Alexander war, und dass diese Feindschaft so weit ging, dass er ihn in die Hand biss.

Das ganze Räthsel löst sich auf, wenn man weiss, dass Alexander der Schüler eines Thyaners, eines Freundes und Anhängers des Apollonius von Thyana war. Mit diesem ausgezeichneten Medium — würde man jetzt sagen — werden wir uns gleich beschäftigen. Aus dieser Schule lernte Alexander einige Eigenthümlichkeiten der menschlichen Natur kennen, so wie Cagliostro, und benützte sie — so wie Cagliostro. Es gibt heut zu Tage in jeder Stadt Individuen, welche auf verschlossene Briefe eine Antwort geben können; sie werden in den meisten Fällen entweder ganz allgemein passende oder in gar keinem Zusammenhange stehende widersinnige Antworten geben; und doch werden sich darunter auch sehr überraschende finden, namentlich, wenn sie nicht ein Lucian, sondern eine objective, ernste Zwecke ver-

folgende Individualität stellt, besonders wenn sie von geringerer phänomenaler Befangenheit ist, und zwar sowohl der Fragende als der Befragte.

Nunmehr will ich dem Leser Stellen aus Tertullian und Marcellinus anführen, welche auf Gläubige und Skeptiker einen überwältigenden Eindruck machen müssen; denn es geht aus ihnen hervor, dass Alles, was die neuere Mystik in Amerika und Europa als etwas Neues zu betrachten geneigt ist, sich schon zu Tertullian's Zeiten als etwas allgemein Bekanntes herausstellt. Insbesondere sind diese Stellen geradezu beschämend für die moderne gelehrte Welt, welche unmöglich die vornehme Haltung gegenüber Crooke's und Zöllner's Experimenten einnehmen könnte, wenn sie diese Stellen gekannt haben würde. Die Visionen und das Wahrsagen der hypnosirten Knaben, die Materialisationen der Spiritisten, das Traumsenden oder richtiger die Fernwirkung, der Glaube an die Unterstützung der Schutzgeister und Spirits, die wahrsagenden Tische, Alles das findet sich in den wenigen Worten Tertullian's und Marcellins vereinigt. Die eine Stelle (im Apologeticum des Tertullian, C. XXIII) lautet:

„Porro si et magi phantasmata edunt et iam defunctorum infamant animas, si pueros in eloquium oraculi elidunt, si multa miracula circulatoriis praestigiis ludunt, si et somnia immittunt habentes semel invitatorum angelorum et daemonum adsistentem sibi potestatem, per quos et caprae et mensae divinare consuerunt, quanto magis ea potestas de suo arbitrio et pro suo negotio studeat totis viribus operari quod alienae praestat negotiationi.“

Zu deutsch:

„Wenn ferner die Zauberer Gespenstererscheinungen hervorrufen und die Seelen schon Verstorbener beschwören, wenn sie Knaben behufs Orakelbefragung tödten, wenn sie viele Wunderdinge mit gauklerischem Blendwerke zum Besten geben, wenn sie auch Traumerscheinungen bei Anderen erwecken können, indem sie den hilfreichen Beistand der citirten Engel und Dämonen haben, durch deren Hilfe sowohl Ziegen, als auch Tische die Zukunft vorauszusagen pflegen, um wie viel mehr muss diese Macht aus eigener Initiative und zum eigenen Vortheil aus allen Kräften das anstreben, was sie zum Vortheile eines Fremden leistet?“

Mir ist die Existenz dieser Stelle schon seit 25 Jahren bekannt; als das Tischrücken modern wurde, erinnerte ich mich ihrer; doch konnte ich sie nicht finden, und wandte mich an den Philologen Drd. phil. Friedr. Sal. Krauss, der, ein gründlicher Kenner der alten Literatur, sie richtig auffand und mir noch folgende Notizen mittheilte; dass nämlich Apulejus aus Madaura eine ausführliche Darstellung der Knabenorakel in seiner Schrift über Magie, Cap. 42, gibt, ferner, dass mit ihm im Wesentlichen Justin in der Schrift Apologetica I. 18 übereinstimmt. Aber alle hieher sich beziehenden Stellen bietet Casaubonus, der gelehrte Commentator der sechs Schriftsteller der Kaiserzeit, zur Biographie des Kaisers Didius Julianus, Cap. 7. Ferner vergleiche man Cassius Dio LXXIII. 16, und endlich den Dichter Lucan in den Pharsalica VI. Vers 554. sqq. (In Bezug auf das Erwecken von Träumen bei Anderen siehe man folgende Schriftsteller nach: Iren, adv. Haeres. l. c. 12. und c. 24, den Kirchenvater Eusebius H. E. IV. Cap. 7. u. Galenus, de Simplic. Med. X. 275. Im Allgemeinen über dieses Gebiet, vrgl. Philostratus, im Leben des Apollonius VI. c. 6. Lactant. Div. Institutt. II. 25. Apul. in den Metam. I. 4.)

Was nun das Tischrücken anbelangt, so ist folgende Stelle im Marcellinus ebenfalls sehr bemerkenswerth:

(XXIX, 2, 29—32. ed. Eyssenhardt.) „Allerdings haben wir", sagte er (Hilarius), „hochpreissliche Richter, nach dem Muster des delphischen Dreifusses dieses unglückliche Tischchen, das Ihr hier sehet, unter Unheil verkündenden Vorzeichen aus Lorbeerzweigen verfertigt, durch geheime Beschwörungsformeln vorschriftmässig geweiht und durch viele langdauernde Vorrichtungen und Versuche in gehörigen Gang gebracht; die Anwendung selber aber geschah, sobald man sich über Geheimnisse der Zukunft Raths erholen wollte, folgendermassen: Mitten im Hause, das vorher mit arabischem Räucherwerk sorgfältig gereinigt wurde, stellten wir den Dreifuss auf und setzten eine ganz runde, aus verschiedenen metallischen Stoffen verfertigte Schale darauf: rings herum auf dem äussersten Rande derselben waren die vierundzwanzig Buchstabenzeichen in genau abgemessenen Entfernungen kunstreich eingesetzt. Mit einem leinenen Gewande angethan, desgleichen leinene Sohlen an den Füssen, eine Binde um das Haupt gewunden, einige Zweige von einem glückverheissenden Baume in der Hand

haltend, trat einer von uns, nachdem er mit den für diesen Zweck abgefassten Gebetformeln die Gottheit, von der die Weissagung kommt, angerufen, des zu beobachtenden Cerimoniells vollkommen kundig, über den Dreifuss hin und setzte dann einen mit mancherlei mystischen Formeln geweihten Ring, der an einer Art Vorhangstange schwebt und an einem sehr feinen Leinenfaden angebunden*) ist, in Schwingung; wenn derselbe nun, die genau bestimmten Zwischenräume durchlaufend, an diesen oder jenen Buchstaben anschlägt und dadurch aufgehalten wird, so bildet sich nach und nach ein heroischer Vers (Hexameter), der mit der gestellten Frage in Uebereinstimmung steht, und nach Sylbenzahl und Maass völlig geschlossen ist, gerade wie es die pythischen Sprüche oder die Orakel der Branchiden nach dem Bericht der Alten gewesen sind. Als wir nun damals erforschen wollten, wer der Nachfolger des jetzigen Kaisers sein werde, der, wie es schon damals hiess, ein in allen Theilen vollkommener Mann sein sollte, und der Ring nach und nach anschlagend die zwei Sylben ΘΕΟ,

---

*) Der Text lautet nach der neuesten Recension des Ammianus v. Eyssenhardt: „cortinulis pensilem anulum librans, sartum ex carbasio perquam leni, mysticis disciplinis initiatum.“ Gelenius schreibt sinnlos: cortinulas p. a.

endlich mit Hinzuthat des letzten Buchstabens (Σ), markirte, rief einer der Anwesenden, nach dem Ausspruche des Schicksals könne nur Theodorus gemeint sein. Und wir setzten dann die Forschung nicht weiter fort, denn es galt uns für ausgemacht, dass das der Mann sei, den wir suchten.«

In den Jahrbüchern für classische Philologie 1866, S. 646, knüpft James Henry an diese Stelle die Bemerkung:

»Der Tisch des Patrinus und Hilarius ist vollständig das verbindende Glied, das wir suchen. Er ist einerseits ein Tisch (mensula), der durch das verborgene Wirken eines Antistes ebenso wie der heutige spiritualistisch in Bewegung gesetzt wird und ebenso wie der heutige spiritualistische Fragen, die bezüglich der Zukunft an ihn gestellt werden, beantwortet. Anderseits ist es ein aus Lorbeer und nach dem Muster des delphischen gemachter Dreifuss. So sieht man sich zu dem Schlusse genöthigt, der Tisch der heutigen Spiritualisten (besonders der dreifüssige Tisch, welcher für ihren speciellen Gebrauch und so wie er gerade dazu passt, gearbeitet ist, mit seinem Alphabet und der beweglichen Scheibe nebst Zeiger) ist mutatis mutandis der delphische Dreifuss, das Medium der Gegenwart aber ist die Φοιβάς (die Seherin, die den Tisch in Er-

schütterung versetzt), der befragte und antwortende Geist das Numen, der Daimon, und unser so viel gerühmter Fortschritt in der Kenntniss der Physik besteht darin, dass wir endlich Phänomene beobachtet haben, die schon vor 25 Jahrhunderten beobachtet wurden und weltberühmt waren, und unser so viel gerühmter Fortschritt in geistiger Aufklärung besteht darin, dass wir, d. h. die ungeheuere Mehrzahl von uns, diese Phänomene der nämlichen Ursache zuschreiben, der sie vor 25 Jahrhunderten in Delphi und vor 16 Jahrhunderten in Antiochia (Sokrates H. E. IV. 19) zugeschrieben wurden, nämlich der Wirksamkeit eines Daimon.“

Es bleibt nur ein Räthsel übrig, und das sind die Ziegen, von denen die neuere Zeit nichts weiss, dass sie so wie die Menschen zu dergleichen Experimenten benützt werden können und gleichsam zwischen Tisch und Mensch stehen. Die einzige mir bis jetzt bekannt gewordene Stelle ist folgende ausser der obigen des Tertullian: Clemens Alexandrinus sagt (Protrepticon. libr. I. II. p. 11):

„Die Mittel aber zu dieser Art von Zauberei sind Ziegen, welche für die Mantik eingeübt sind, ferner Raben, die von Menschen abgerichtet werden, Menschen wahrzusagen.“

Es befindet sich allerdings noch eine Stelle im dritten Buche des Flavius Philostratus C. 43, wo von alten Bettlerinnen die Rede ist, die mit Hilfe von alten Schafen und dergleichen wahrsagen, aber es ist dies zu unbestimmt.

Eines aber ist mir noch erinnerlich. Ich habe irgendwo gelesen, dass zur Zeit, als Italien noch in kleine Feudalstaaten zerrissen war, Fehden und Kriege wegen einzelner Ziegen geführt wurden, doch weiss ich weder, wo ich das gelesen, noch etwas Näheres darüber. Da der Werth einer Ziege doch kein grosser, Bestialität und Liebe zu einer bestimmten Ziege aber sehr unwahrscheinlich ist, so bliebe wahrlich kaum etwas Anderes zu denken, als diese Mantik als die Ursache des besonderen Werthes einer Ziege anzunehmen. Ich führe das an, weil vielleicht ein Historiker der Sache näher kommen oder der Zufall eine Aufklärung bringen könnte.

Wollen wir diese Reihe mystischer Naturen und Gepflogenheiten mit Apollonius von Thyana schliessen, schon darum, weil er so das echte Gegenstück Christi war, und von den Heiden auch als solches ausgespielt wurde. Er verrichtete nämlich ähnliche vermeintliche Wunder, wie Jesus, und die Heiden argumentirten, wie folgt: War

Apollonius ein Schwindler, so wird es Christus auch gewesen sein, documentiren hingegen solche Thaten die göttliche Sendung, so war Apollonius auch ein Gottgesandter. Die Heiden argumentirten eigentlich weit vernünftiger, weil sie den Christen den Vorwurf machten, Jesum für einen Gott zu halten, während sie den Apollonius nur für einen Gottbegnadigten, den Göttern befreundeten Mann hielten. Nunmehr argumentirte ich: Ist Alles oder nur ein Theil von dem wahr und wirklich, was von Beiden behauptet wird, so sind sie eben anormale Organisationen und weiter nichts! Doch ein grosser Unterschied besteht zwischen diesen beiden: Christus war ein edler, von erhabenen Ideen getragener Freund der Menschheit, der sich ihren Interessen gänzlich hingab und opferte — Apollonius ging über den Rahmen eines sittlichen griechischen Philosophen und wohlwollenden Lehrers nicht hinaus. In ethischer Beziehung gehen diese Beiden unendlich weit auseinander.

Die umfangreichsten Nachrichten über Apollonius verdanken wir der wissenschaftlich gebildeten Kaiserin Julianna Donna, welche den Philostratus aufforderte, eine Lebensgeschichte dieses merkwürdigen Mannes zu verfassen. Wir müssen die verschiedenen Perioden unterscheiden, die Epoche,

bevor er nach Indien ging, und als er von dort zurückkehrte, insbesondere aber die Ergebnisse in Rom selbst, wo eine zu grelle Lüge für Philostratus nicht möglich gewesen wäre. Auf die vielen wunderbaren Geschichten, welche sein Begleiter Damis weit mehr über die Reisen als über den Herrn und Meister verbreitete, kann man selbstverständlich kein Gewicht legen.

Bevor er nach Indien ging, liegt in dem Wesen des Apollonius nichts Besonderes, als seine Fähigkeit des Fernsehens und das Gefühl, dass er von einem Dämon geführt sei, der ihn auch nach Indien trieb. Das erstere ist gerade nichts Wunderbares, denn er war Pythagoräer und Vegetarianer, gehörte auch zweifelsohne zu den Naturen von geringer phänomenaler Befangenheit.

Das Sich-in-die-Luft-heben, scheint er in Indien gelernt zu haben. Damis berichtet selbst, dass er die indischen Magier zwei Ellen hoch sich erheben gesehen; ebenso wird berichtet, dass bei den indischen Magiern sich die Tische von selbst bewegten und zu den Menschen kamen, genau wie von Hume berichtet wird, und ich es bei Slade und Eglinton beobachtete.

Interessant ist, dass das Haupt der indischen Magier Apollonius als einen von jenen bezeichnet,

welche die Zukunft wissen können, und im dritten Buche für die Existenz des Aethers als etwas von der Luft verschiedenen einsteht. Schauende Knaben, und magnetische Striche sind auch dort zu finden.

Das erste Mal nach Rom gekommen, beschränkt sich sein Wirken wieder nur auf das richtige Schauen und die Erweckung eines auf der Bahre liegenden Mädchens. Philostratus bemerkt vorsichtig, dass es unentschieden bleibe, ob da in dem Mädchen ein von den Aerzten noch unentdeckter Lebensfunke zurückgeblieben war, oder ob er das erloschene Leben wieder zurückrief, nicht einmal die Anwesenden hätten dies auszumitteln vermocht. Nero war kein Freund der Philosophen, und es wurde der viel Aufsehen erregende Apollonius von dem Präfectus Prätorio vorgeladen; das Resultat war, dass der Präfect Tigellinus ihn mit den Worten entliess: „Geh', du bist stärker, als dass ich Gewalt über dich hätte."

Wir finden ihn dann in Aegypten, wo er abermals Proben seines richtigen Schauens gibt, dann in Griechenland bis zu seiner Berufung nach Rom, welcher er sich freiwillig stellt und von dem Kaiser Domitianus in Verhör genommen wird. Diese Episode seines Lebens ist die interessanteste.

Nachdem dem Apollonius angekündigt war, an welchem Tage er vor den Kaiser geführt werden sollte, schickte er seinen besorgten Begleiter Damis fort und beruhigte ihn früher dadurch, dass er seinen Fuss aus den Fesseln zog und ihn wieder hineinschmiegte. Er schickte ihn zu Demetrius und von dort auf die Insel Kalypso, wo er ihm wieder erscheinen werde. Was das Verhör selbst anbelangt, so ist eine bemerkenswerthe Stelle diejenige, wo er auf die Frage, auf welchen Grund hin er die Prophezeiung der Pest in Ephesus machen konnte, die Antwort gab: „Weil ich, o Kaiser, eine magere Lebensweise führe, so habe ich die Nähe des Uebels zuerst wahrgenommen.“ Während des Verhöres soll nun Apollonius nach dem Zeugnisse seiner Zeitgenossen mit den Worten: „Denn nicht wirst du mich tödten, dieweil mir nicht so bestimmt ist!“ plötzlich aus dem Saale verschwunden sein. Philostratus setzt hinzu: Als er sich aus dem Saale auf eine so dämonische und nicht zu erklärende Weise entfernte, benahm sich der Tyrann nicht so, als Viele geglaubt hatten. Philostratus vermuthet als Grund, der Kaiser habe gefühlt, dass er gegen ihn nichts auszurichten vermöge. Apollonius soll unmittelbar darauf in Kalypso erschienen sein.

Es kommt nunmehr gar nicht darauf an, ob diese Berichte Thatsachen seien oder nicht, wenngleich sie historisch eben so festgestellt sind, als das Leben des Kaisers Domitian selbst.*) Es genügt der Umstand vollkommen, dass die vermeintlichen Wunder des Apollonius sich genau in dem Rahmen bewegen, wie die Christi, der Magier und Medien aller Zeiten. Man liest keine morgenländischen Wundermärchen, von Verwandlungen, Feen u. s. w., sondern man hört und liest nichts Anderes, als Vorhersagen, Fernschauen, Kranke heilen, sich vom Boden heben, von Translocation, also von Dingen, welche Tausende von jetzt lebenden Menschen gesehen zu haben behaupten.

Was sagt mein Leser nun zu der drückenden Wucht der so merkwürdig übereinstimmenden Thatsachen in der Geschichte?

Flavius Vopiscus Syracusius kündet in seiner Lebensgeschichte des Aurelianus das Lob des Apollonius: „Haec ego a gravibus viris comperi, in Ulpiae bibliothecae libris relegi et pro majestate Apollonii magis credidi. Quid illo enim viro sanctius, venerabilius diviniusque inter homines fuit? Ille mortuis reddidit vitam, ille ultra homines fecit et dixit, quae qui velit nosse, graecos legat libros, qui de ejus vita conscripti sunt.“ Es kann kein deutlicheres Zeugniss für Achtungswürdigkeit, Ausserordentlichkeit und Thatsächlichkeit geben!

Die Antwort muss unfehlbar lauten, dass es zwar immer Betrüger und Betrogene gab, dass aber diesen Thatsachen doch etwas zu Grunde liegen müsse, und dieses lässt sich mit wenigen Worten präcisiren.

Ist der Mensch, wie ich behaupte und von Seite der Biologie, der Philosophie und der Thatsachen in meinen früheren Schriften als mehr als nur wahrscheinlich erwiesen habe, lediglich die Darstellung eines intelligiblen Wesens in Zellen, so ist es klar, dass unter hunderttausend Fällen die Darstellung einmal misslingt, also eine unvollkommene ist, so wie es unter hunderttausend Sehenden und Hörenden doch einen Blinden und Tauben auch gibt. Da ich nicht voraussetzen darf, dass der Leser meinen „Individualismus“ und den III. Band der Vorurtheile gelesen, so möge ein Gleichniss das verdeutlichen.

Wenn ich in eine bestehende Form Metall, Gyps oder Unschlitt giesse, so müssen diese Substanzen die entsprechende Form annehmen, weil sie sich nicht anders ausbreiten können; die organische Masse, aus welcher unsere Leiber bestehen, wird aber nicht eingegossen, sondern wächst Zelle an Zelle, aber immer unter Beibehaltung der typischen Form; wir werden also die Analogie

besser im Pflanzenreiche zu suchen haben. Das richtigere wäre nun, die Manipulation des Gärtners heranzuziehen, der durch Band und Scheere dem Gewächse die Formen innerhalb gewisser Grenzen vorschreibt; am deutlichsten jedoch wird das Bild, wenn wir die Schlingpflanzen heranziehen. Man kann einen Bogen, eine Wand, eine Laube u. s. w. mit Schlingpflanzen überziehen, wodurch die bestehenden Formen mehr oder weniger zum Ausdruck kommen. Die Form, an welche die Pflanze sich anlegt, würde den morphologischen Bau, das Knochengerüste (im uneigentlichen Sinne, weil auch dieses aus Zellen besteht), repräsentiren; in der Verschiedenheit dieser Form liegt der Unterschied der Thierarten. Durch die Zellen, also die Verschiedenartigkeit der Schlingpflanzen, wäre der physiologische Theil repräsentirt, nämlich dasjenige, was man ererbt, das Material. Der Standort und die klimatischen Verhältnisse würden ein Bild der gesellschaftlichen Lebensverhältnisse geben, und die Scheere und Hand des Gärtners könnten die Erziehung vorstellen.

Die Natur der Schlingpflanze, sowie die gesunde und geeignete Lage, werden entscheiden, ob die üppige, Zelle an Zelle legende Wucherung alles zudeckt, immer unter Beibehaltung der Form, oder

ob das Zellengewand etwas durchsichtig bleibt. Jeder von uns kennt den Unterschied, der zwischen der wilden Rebe und den Schlingrosen besteht u. s. w.; wie die Schlingpflanze zu kränkeln beginnt, so werden leicht Theile blossgelegt. Wir haben da das Bild, wie der Zellenorganismus ein dichterer und dünnerer sein und werden kann, derart, dass das Innere herauszuschauen vermag; wir haben in diesem Bilde den Unterschied zwischen Individuen von voller und geringer phänomenaler Befangenheit.

Das Gleichniss gibt noch eine weitere treffende Analogie; es kann ein schlingendes Unkraut (schlechtes Zellenmaterial) ein Kunstwerk verdecken, und eine in Blättern und Blüthen herrliche Schlingpflanze ein ganz formloses Gerüste überziehen.

Diese Ausnahms-Naturen schweben nun gleichsam zwischen zwei Welten, zwischen zwei Anschauungsweisen, zwischen verschiedenen Raumdimensionen u. s. f. Damit aber wäre das Räthsel gelöst, dass Einer etwas sieht, was ein Anderer nicht sieht, etwas hört, was ein Anderer nicht hört, etwas weiss oder empfindet, was ein Anderer nicht weiss und nicht empfindet; dadurch würde selbst begreiflich, wenn ein intelli-

gibles Wesen die Fähigkeit behielte, sich das eine oder andere Mal (wenn auch nicht in Zellen) aus dichterem Material in unseren Räumen wahrnehmbar darstellen zu können.

Dass diese Dinge eine objective Beurtheilung nicht erfahren, rührt daher, dass unsere Männer der Wissenschaft vom Vorurtheile angesteckt sind, denn es gibt nicht nur dumme und abergläubische, sondern auch wissenschaftliche Vorurtheile, wie ich an anderen Orten schon darzulegen Gelegenheit hatte. Angesichts dieses ungeheuren historischen Materials, der erdrückenden Zeugnisse der lebenden Generation und der Absurdität eines denkenden Eiweissstoffes, kann man die Gegner kaum mehr als Männer der Wissenschaft bezeichnen, sondern müsste sie weit eher Männer des wissenschaftlichen Grössenwahnes taufen!

Die Geschichte möge dieses verwegene Urtheil rechtfertigen!

Historia testis temporum, magistra vitae!

Cremonini da Cento, Libri, Clavius, Magini, Horky, lauter Männer der Wissenschaft! weigerten sich durch das Telescop zu schauen, weil sie die Existenz der vier Monde des Jupiter theoretisch leugneten.

Henry Martin liefert ein langes Verzeichniss von Schriften gegen die Behauptungen des Copernicus; Männer der Wissenschaft kämpften gegen deren Wahrheit länger als 60 Jahre.

Die Ebbe- und Fluth-Theorie Keppler's wurde von Fournier und Riccioli mit der grössten Hartnäckigkeit bekämpft, und der Pisaner Professor Chiaramonti bekämpfte Copernicus, Galilei und Keppler, ja selbst Cartesius widersetzte sich dem Copernikanischen Systeme; und so ging es mit dem Plutonismus und Neptunismus, mit den Fluiden, Stoffen und Meteorsteinen; fast alle wissenschaftlichen Autoritäten Frankreichs bekämpften die Möglichkeit des kosmischen Ursprunges des Meteoreisens; der Geologe Stütz, Vorstand des Wiener Naturaliencabinets, fand es unverzeihlich, an solche Märchen zu glauben. Salande leugnete die Doppelsterne, Klinkenberg die Existenz des Uranus, Galvan hiess der Frosch-Tanzmeister. Die Waffen aus der Steinzeit wurden 25 Jahre lang als solche bekämpft, und so ging es mit den Dampfschiffen, Eisenbahnen, dem Webstuhle, den artesischen Brunnen! Galilei, Franklin, Thomas Gray, Jonathan Fitsch, Robert Fulton, selbst Arago (wegen des elektrischen Telegraphen) waren Märtyrer des wissenschaftlichen Vorurtheiles und Grössenwahnes!

Was will man mehr: es existirt ein ganzes Buch, welches die Widersprüche der exacten Wissenschaft gesammelt hat.

Der Leser wird vielleicht einwenden, dass das nicht Männer der Wissenschaft waren, sondern dass sie sich nur dafür hielten und gehalten wurden — ganz einverstanden mit dieser Einwendung, aber ich mache davon die Anwendung, dass die gegenwärtigen Männer der Wissenschaft sich auch nur dafür halten und gehalten werden. Die Priester der Wissenschaft, der Kirche und der öffentlichen Meinung sind einer den anderen werth; der Kampf gegen sie war immer schwer, weil der grosse Haufe sich von ihnen leiten lässt, und der Muth eine seltene Eigenschaft ist.

Ich bleibe dabei, die Entwickelung der Wissenschaften ist eine ununterbrochene Kette von Irrthümern in Ball-Toilette, welche nur denjenigen blendet, der sie in das traute Kämmerlein nicht verfolgt. Ausgenommen davon sind nur die Mathematik und jene Theile der Wissenschaft, wo sie auftritt. Ich habe schon an anderen Orten gesagt, dass ich den Fleiss und die Geduld der Männer der Wissenschaft bewundere, ihr Detail-Wissen und ihr Verdienst anerkenne, aber ich bewundere andererseits auch ihre Ignoranz und Anmassung. Die Natur-

14*

wissenschaft muss Naturwissenschaft bleiben, und darf nicht in das Gebiet der Philosophie hinübergreifen, ohne früher gründliche Studien zu machen, die allerdings an den Verstand grössere Anforderungen stellen, als die Auffindung eines Stoffes, Kometen oder Pilzes erheischt.

Eine einzige geeignete Erfahrung dieser Art genügt, um das ganze Gebäude eines Vogt, Büchner oder Häckel umzuwerfen. Fast durch alle Blätter hat sich soeben die Nachricht eines merkwürdigen Falles verbreitet. In Paris wurde ein junger Büchsenmachergehilfe, Namens Didier, wegen unsittlichen Betragens an einem öffentlichen Orte zu drei Monaten Gefängniss verurtheilt. Sein Vertheidiger meldete die Berufung an und machte das Gericht darauf aufmerksam, dass der Angeklagte offenbar ein an Hallucinationen leidendes, daher unzurechnungsfähiges Individuum sei. Didier wurde nun während der Frist bis zur Appellverhandlung von den Irrenärzten Dr. Motet und Dr. Mesnet scharf beobachtet und beide Aerzte erklärten auf Grund ihrer Erfahrungen den Angeklagten bei der Appellverhandlung als ein somnambules Individuum, dessen Geberden keineswegs als unzüchtige, sondern als automatische aufzufassen gewesen wären, da es sich vor seiner Verhaftung offenbar in einem hypnotischen

Zustande befunden habe. Versuche, welche Dr. Motet mit Didier im Spitale angestellt, hätten ergeben, dass derselbe willkürlich in einen schlafähnlichen Zustand versetzt werden konnte, in dessen Verlauf er die Gedanken desjenigen errieth, der ihn in diesen Schlaf versetzt hatte. Als der Präsident des Appellgerichtshofes diesen Erklärungen gegenüber eine zweifelnde Miene annahm, erbat sich Dr. Motet die Erlaubniss, mit dem Angeklagten auf der Stelle ein Experiment vorzunehmen. Der Gerichtshof bewilligte dies und der Angeklagte wurde nunmehr in einen Nebensaal gebracht, wo ihn Dr. Motet einschläferte. Der Arzt begab sich sodann in ein anstossendes Zimmer, dessen Thüre geschlossen und von zwei Justizdienern bewacht wurde. Als Dr. Motet mit leiser Stimme sagte: „Kommen Sie!“ erhob sich Didier von seinem Stuhle, stiess die Wachen bei Seite, öffnete die Thüre und stürzte vor den Arzt hin. Auf dessen Befehl entkleidete er sich hierauf und kleidete sich wieder an, sagte Wort für Wort den Inhalt eines Briefes her, den er vor Monaten im Gefängnisse geschrieben und machte schliesslich, wenn auch erst mit grossem Widerstreben, dieselben Geberden, derenthalben seine Verhaftung erfolgt war — alles bei andauernder Bewusstlosigkeit. Zum Ueberflusse stiess ihm der

Arzt noch eine Nadel in das Fleisch, ohne dass Didier mit einer Muskel zuckte. Auf Grund dieses Augenscheines konnte der Gerichtshof nicht umhin, den Angeklagten, der ein schwächliches, nervöses, mit einem Krebsübel behaftetes Individuum ist, von der Verantwortlichkeit für sein Thun freizusprechen.

Aus dieser einfachen Thatsache kann jeder denkende Kopf, der von wissenschaftlichen Vorurtheilen und Anmassungen frei ist, Folgendes erschliessen: Der Mensch bedarf nicht immer der Sinneswerkzeuge, um die durch einen fremden Willen (wie immer) hervorgerufenen Schwingungen zu vernehmen. . . . . Durch unsere Sinne wird die Einwirkung nur modificirt. . . . . Es ist eigentlich gar nicht das Ohr, das hört (und kann es gar nicht sein). . . . . Wir müssen also ein intelligibles Ich mit uns unbekannter Empfindlichkeit als Unterlage unserer vorgestellten Persönlichkeit voraussetzen — dann kommen wir aber mit Nothwendigkeit dorthin, wohin ich die Leser meiner „Vorurtheile“ geführt! Dann wird es Licht im mystischen Dunkel!

Doch ist es überflüssig in Anführung von Thatsachen weiter zu gehen; das von Wallace, Crookes, Zöllner und mir gesammelte Material ist

für jeden denkenden Menschen allein genügend, um sich von den religiösen und wissenschaftlichen Vorurtheilen zu emancipiren. Es ist ein Wahn der Spiritisten, dass noch weitere Bestätigungen alter Thatsachen in der öffentlichen Meinung durchschlagen würden; die moderne Weltanschauung ist Sache der Mode und nicht der Ueberzeugung und die aus eigener Machtvollkommenheit Denkenden sind selten.

Wäre dem nicht so, so hätte die Verbrennung der indischen Witwen, das Harakiri der Japanesen und der religiöse Massenmord unmöglich eine so lange Dauer haben können. Weitere spiritistische Data haben nur insoferne einen Werth, als sie, statt zur Vermehrung des Offenbarungsglaubens, zur Begründung einer Transcendental-Physik verwendet werden.

V.

Die Symbolik der Träume.

Keine Wirkung ohne Ursache!

Träume sind Wirkungen und müssen ihre Ursachen haben; dadurch aber sind wir berechtigt, von den Wirkungen auch auf die Ursachen zu schliessen. Es muss nicht nur einen Grund haben, warum wir überhaupt träumen, sondern selbst die Verschiedenheit des Inhaltes unserer Träume muss eine Ursache haben — damit ist aber die „Symbolik der Träume“ im Principe schon gerechtfertigt!

Leider haben bis jetzt mit wenigen Ausnahmen nur wahrsagende alte Weiber und Freunde der Zahlen-Lotterie sich mit der Symbolik der Träume beschäftigt. Die sogenannten Traumbücher oder vielmehr deren Verfasser und Leser gehen nämlich von der ganz falschen Voraussetzung aus, dass

ein bestimmter Traum für Alle dieselbe Bedeutung habe; sie vergessen auf den wesentlichsten Factor, auf die Verschiedenheit der Organisation. Es existirt also eine Symbolik der Träume, sie muss sogar nothwendig existiren, doch für jede Individualität eine andere; nur bei analogen Naturen mögen auch einzelne analoge Träume bei gleichen somatischen Einwirkungen vorkommen.

Unsere Vorstellungen im wachen Zustande sind mit Bildern zu vergleichen, die durch Empfindungen hervorgebracht werden; denn der Anblick eines Hauses ist ebenso eine Empfindung, als der Stich mit einem Messer oder ein Krampf in unserem Innern. Diese Empfindungen werden demnach durch äussere und innere Vorgänge veranlasst, aber nicht nur im wachen, sondern auch im träumenden Zustande. Aus diesem Grunde ist Schopenhauer ganz im Rechte, wenn er — Kant widersprechend — das Gesetz der Causalität auch für den Traum geltend in Anspruch nimmt; doch ist ein grosser Unterschied zwischen den Bildern, die im wachen Zustande, im Traume und in der blossen Phantasie entstehen, wie nicht minder im Wahnsinn, der sich vom Traume hauptsächlich durch die immerwährende Dauer der Fiction unterscheidet, aber ansonst mit ihm die meiste Aehnlichkeit hat.

Unsere Betrachtungen über den Traum werden den Nachweis liefern, dass meine Auffassung, der Mensch sei die in Zellen dargestellte Erscheinung eines (intelligiblen) Subjectes, die einzige ist, welche ein genügendes Licht auf unsere Traumzustände wirft*). Jedenfalls ist Schopenhauer der Sache am nächsten gekommen, wie es auch nicht anders zu erwarten ist, weil er die Phänomenalität unseres Bewusstseins erkannte und dem phänomenalen „Ich" auch ein Subject unterschob; nur ist das Subject Schopenhauer's ein Gott, dem man weder unsere Träume, noch unser waches Bewusstsein vernünftiger Weise zumuthen soll, selbst wenn wir keine sicheren Daten für die Unrichtigkeit dieser bequemen Metaphysik hätten.

Die wenigsten Träume erfolgen auf Einwirkungen von Aussen, wie etwa durch einen Lärm, ein Licht, eine Berührung, Kälteempfindung oder sonstige fremde Einwirkung; der Traum kommt in der Regel von Innen heraus, und da der Schlaf eigentlich das Erlöschen des Bewusstseins, die Un-

---

*) Für Leser, die meine Schriften nicht kennen, bemerke ich, dass der Kant entlehnte Ausdruck „intelligibel" etwas bezeichnet, das durch unsere Sinne nicht wahrnehmbar, sondern nur durch den Verstand, den Intellect erschliessbar ist. (Siehe Vorurtheile III., Seite 95.)

thätigkeit des Gehirns, jedenfalls der äusseren Sinnesthätigkeit ist, so erscheint beim Träumen die ganze Ordnung der Einwirkung umgekehrt.

Während im wachen Zustande ein ausserhalb stehendes Object auf unsere Augen wirkt und dadurch eine Vorstellung hervorruft, kann im Schlafe das Auge nicht getroffen werden, aber die Vorstellung entsteht dennoch.

Wir müssen drei Arten von Träumen wohl unterscheiden. Die wüsten Träume, welche in der Regel von körperlichen Einflüssen herrühren, haben eine pathologische Bedeutung, weil etwaige Störungen der Verdauung oder des Blutumlaufes bei denselben Individuen analoge Traumbilder hervorrufen werden. Diese Träume haben also ihre Symbolik, welche von Aristoteles, Hippokrates und Galen bereits der Aufmerksamkeit der Aerzte anempfohlen wurde; doch hat jedes Individuum begreiflicher Weise seine eigene Symbolik. Will man auf die Spuren dieser Hieroglyphen kommen, so muss man sich selbst beobachten, was um so schwieriger ist, als die Träume sehr flüchtig sind und nach kurzer Zeit dem Gedächtnisse entschwinden. Diese Träume würden am besten pathologische oder pathognomonische genannt.

Die zweite Art der Träume (wohl der häufigsten) umfasst jene Bilder, welche als eine verzerrte Wiederholung unserer Bewusstseinszustände erkannt werden — wenn auch modificirt durch den jezeitigen körperlichen Zustand. Die Quellen des Inhaltes dieser Träume sind leicht erkennbar; es findet eine kleine Versetzung von Ort, Zeit und Personen statt, doch sind die Spuren unserer Wünsche oder letzten Gedanken leicht zu finden. Diese Träume entbehren der Symbolik im eigentlichen Sinne des Wortes, wollen wir sie Erinnerungsträume nennen.

Die merkwürdigsten und lehrreichsten Träume sind die sogenannten divinatorischen oder Wahrträume, wie sie Schopenhauer nennt. Die erste Frage geht nun dahin, ob es solche gebe und wenn, wie sie zu erklären wären.

Was die Thatsächlichkeit solcher Träume anbelangt, so liefert die hebräische, arabische, griechische und lateinische Literatur ebenso wie die Schriften eines Enemoser, Kieser, Perty, Schindler, Kerner, zahlreiche Beispiele und gute Bürgen, wie z. B einen Plato, Cicero, Goethe, Schopenhauer u. s. w.; auch dürften die meisten Leser in dem Kreise ihrer Bekanntschaft etwas Aehnliches wohl vernommen haben. Die Zulässigkeit dieser Träume

wird dadurch wesentlich erhöht, dass es Naturen gibt, welche in diesen Zustand des Tiefschlafes mit allen seinen Consequenzen versetzt werden können, was zu leugnen vergebliche Mühe ist.

Wird zugegeben oder angenommen, dass es solche Wahrträume gibt, so müsste dem Menschen ein zweites Anschauungsvermögen, also irgend ein schauendes Subject zugeschrieben werden, sei es nun der Schopenhauer'sche Wille, das Unbewusste, eine Monade, oder eine auf materialistischer Grundlage sich entwickelnde Seele (diese Fragen bleiben dadurch unentschieden). Wenn es überhaupt je *einen* Wahrtraum gegeben, so muss dieses Anschauungsvermögen *jedem* Menschen innewohnen, der Unterschied kann nur darin liegen, dass im Wege dieser zweiten Anschauungsweise bei dem Einen richtige oder allegorische Bilder von Einwirkungen ins Bewusstsein gelangen, bei dem Anderen nicht. Man müsste dann sogar mit Recht annehmen, dass jeder Mensch in den Tiefschlaf fast allnächtlich verfalle, aber zumeist nichts, und selbst in den seltenen Fällen nur Bruchstücke in verworrenen Bildern zu Tage fördere.

Hier liegt der Ursprung aller Offenbarungen und Religionen, die Quelle, aus welcher Propheten und Visionäre schöpften!

Diese zweite Art des Schauens — da sie nicht durch das Auge bewerkstelligt wird — gab Schopenhauer die Veranlassung, den Ausdruck „das zweite Gesicht", als eine richtige Bezeichnung zu erklären, weil es eben eine zweite Anschauungsweise ist, ferner zur Erklärung des Vorganges ein besonderes „Traumorgan" anzunehmen. Doch ist es mit dieser Erklärung, wie mit dem „Stoff" der Naturwissenschaft.

Wenn ich für eine Kraftäusserung einen unbekannten Stoff mit den nöthigen Kräften ausgerüstet annehme, so ist dies ein ebenso bequemer und nichts erklärender Vorgang, als wenn ich für einen unverständlichen Vorgang im Organismus ein specielles Organ annehme; so wenig als ich den psychologischen Vorgang, wenn Jemand stiehlt, mit dem phrenologischen „Diebs-Organe" abfertigen kann, ebensowenig kann ich durch die Annahme eines „Traumorgans" etwas erklären.

Wir werden von jenen Träumen absehen, welche durch die oben berührte äussere Einwirkung, durch innere Zustände im Organismus (überladener Magen, Entzündung irgend welcher Organe u. s. w.), oder durch ein gewöhnliches Hervortreten von Vorstellungen als mangelhafte Erinnerung veranlasst werden (Lebensbeschäftigung, Lectüre vor

dem Einschlafen, ungewöhnliche Ereignisse der vorhergehenden Tage u. s. w.). Diese Vorgänge sind wenigstens nicht räthselhafter, als das menschliche Vorstellen überhaupt.

Wir müssen vor Allem jene lehrreichen Träume in's Auge fassen, welche als ein völlig Fremdes sich in unser Bewusstsein drängen, wenn dafür weder in unserer Vergangenheit, noch in unserem bewussten Willen irgend ein genügender Anlass zu finden ist. Es steht unsere Vergangenheit mit dem Inhalte der Träume zumeist in einem unlösbaren Widerspruche, weil manchmal die Täuschung des Traumes nur unter Voraussetzung der gänzlichen Vergessenheit eines grossen Theiles unserer Lebenserfahrungen möglich wird.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass es neben dummen Träumen auch solche gibt, wo der Mensch Entferntes, Zukünftiges oder Innerliches, dem menschlichen Auge Verborgenes sieht. Die Existenz solcher Träume wird allerdings von jenen Forschern — Denker darf man sie gar nicht nennen — bestritten, deren Ansichten neben einem solchen Factum nicht bestehen können, nicht aber von einem Sokrates, Plato, Kant, Schopenhauer, Goethe; auch nicht von Menschen, die historische Kenntnisse haben. Diese Gleichgiltigkeit oder Standhaftigkeit kann man sehr

gut bei Allen begreifen, welche die Tragweite dieser Thatsachen nicht einsehen, nicht aber bei Männern wie Spitta, die da sagen:

„Hätte die menschliche Seele die Kraft, während sie in den Traum gesunken lebt, wunderbare, überirdische Kundgebungen zu empfangen, das Zukünftige vorauszusehen, so würde diese Thatsache unabänderlich fest und über allen Zweifel erhaben dastehen, weil es sich dann um die edelsten Güter des Menschen, um das Glück des ganzen Lebens handeln würde."

Wer das einsieht, der darf nicht so fehlerhaft argumentiren und behaupten, dass Alles, was der Traum offenbaren könne, noch besser und vernünftiger wir selbst erschliessen könnten, oder dass der Traum nur die begonnene Arbeit des Wachens fortsetze. Alles das hat Geltung für einen gewöhnlichen Traum, nicht aber für den aussergewöhnlichen, der gerade der lehrreiche ist und nach Spitta's eigener Anschauung der viel beweisende wäre. Wenn Jemand in kein Schauspielhaus gehen will, so ist das seine Sache, doch darf er dann keine Abhandlungen und Kritiken über Dramen schreiben; wenn Spitta die Schriften der Alten und Modernen, ja selbst die eines Schopenhauer ignoriren will, so ist das seine Sache; doch möge er

dann nicht über Traum-Zustände schreiben, wenigstens nicht in dieser Richtung. Es ist soeben der Mörder von Vater, Mutter und Schwester in Böhmen durch Träume dritter Personen ermittelt und zum Tode verurtheilt worden (Siehe „Neues Wiener Tagblatt“ vom 13. Jänner 1881); doch wollen wir uns desshalb nicht aufhalten.

Wie ist das nun möglich, dass Träume in ihrer Beschaffenheit und Bedeutung so weit auseinander gehen können?

So wie Tag und Nacht nicht plötzlich wechseln, sondern durch eine Morgen- und Abenddämmerung verknüpft sind, so ist es auch mit dem Schlafen und Wachen. Es gibt einen Tiefschlaf, in welchem das intelligible Subject (sei es nun der „Wille“ oder eine Monade) in jenem Masse an Freiheit gewinnt, als die Thätigkeit der Zellenmaschine abnimmt; ja es gibt Fälle, wo eine Wirkung des Schlafenden in die Ferne, eine Art Bilocation nicht bestritten werden kann. (Siehe unter anderen vielen Quellen Perty's Schriften.)

Man kann selbst mit Grund annehmen, dass jeder Mensch allnächtlich in einen tiefen Schlaf verfällt, und dass aller Wahrscheinlichkeit nach das intelligible Subject aller Menschen zum mehr oder weniger beschränktem Gebrauche der ausser-

sinnlichen Anschauung gelange. Eine solche müsste es geben, wenn es nur *einen* Wahrtraum je gegeben hat, der nicht zufällig sein konnte.

Es wird ein wenn auch seltenes Wahrträumen in Bezug auf *vergangene* Ereignisse berichtet, das in der Regel durch Gegenstände oder die Localität hervorgerufen wird. Es ist eine häufig behauptete Thatsache, dass Menschen im Traume Dinge und Ereignisse schauten, welche im innigen Zusammenhange mit der Oertlichkeit standen, in welcher sie (in der Regel zum ersten Male) übernachteten. Das hellsehende intelligible Subject in uns — sei es welcher Art immer — müsste demzufolge im Tiefschlafe alles das schauen, was sich an diese Räume knüpft. Auf Menschen von voller phänomenaler Befangenheit hat das keine Einwirkung, wie z. B. auf mich, der ich wissentlich das erste Mal in dem Sterbezimmer meines Vaters schlief, mich mit einem Augenzeugen seines Todes bis tief in die Nacht über ihn unterhielt, einen Traum selbst für wahrscheinlich in dieser Richtung erwartete, aber dennoch tolles Zeug träumte. Eine sensitivere Person wird, wenn auch nichts Deutlicheres träumen, so doch ein Zimmer in einem alten Schlosse, welches Zeuge ganz ungewöhnlicher Ereignisse war, vielleicht unheimlich finden; bei

Einzelnen kann sich das bis zum Wahrträumen steigern, d. h. die Eindrücke, welche das intelligible Subject hat, gehen zum Theile oder mitunter nur allegorisch bis in den wachen Zustand über. Es gibt diesbezüglich sehr eclatante Beispiele selbst in der neuesten Zeit; auch Schopenhauer erwähnt solcher (Parerg. I., Seite 30, zweite Auflage), und meint, dass das blosse Locale bei Prädisponirten eine solche nach rückwärts gekehrte Deuteroskopie hervorrufen könne.

Es gibt ein Wahrträumen in Bezug auf gleichzeitige, aber räumlich getrennte Ereignisse; man träumt von Personen oder Facten, welche dem menschlichen Auge unerreichbar sind, und zufolge von Nebenumständen, welche einen Augenzeugen nothwendig machen, nie für das Ergebniss eines Nachdenkens gelten können, wie etwa das Träumen Swedenborg's vom Brande in der Gasse, wo sein Haus stand, als er auf dem Meere war. Das bei Knaben und Mädchen hervorgerufene Fernsehen bei den Orientalen, das Schauen der Somnambulen, alles das hat immer eine und dieselbe Quelle. Das intelligible Subject hat die Fähigkeit, über unsere Raumanschauung hinaus für Einwirkungen empfindlich zu sein, was gerade nicht so befremdend ist, wenn wir bedenken, dass die Atome der Welt-

körper ebenfalls auf einander aus weiter Ferne wirken müssen, wenn die Anziehung im geraden Verhältnisse der Massen erfolgen soll. Es entsteht nur die Frage, wieviel von diesen Einwirkungen in unser Bewusstsein hinüber kommt und auf welche Weise, ob unmittelbar (theorematisch) oder bildlich (allegorisch); es ist daher auch ganz natürlich, dass die Seele oder das intelligible Subject, insolange unsere Sinne zum Zwecke der Darstellung der phänomenalen Welt fungiren, die andere Anschauungsweise entbehrt und umgekehrt.

Es gibt aber auch ein Wahrträumen in Bezug auf kommende Ereignisse. Das hellsehende Subject überblickt die Kette von Ursache und Wirkung, Motiv und Handlung ganz anders als mit Hilfe unserer phänomenalen Maschinerie (Gehirn genannt); es hat daher ein beschränktes Vorgefühl der Zukunft, welches sich von der blossen dumpfen Ahnung bis zur bildlichen Darstellung steigert. Auch diese ist entweder theorematisch oder allegorisch. Wenn wir einmal gezwungen sind, dem inneren Wesen der menschlichen Erscheinung eine zweite Anschauungsweise zuzuschreiben, so können wir derselben keine willkürlichen Grenzen setzen. Wir Menschen überragen eine Raupe an Voraussicht;

um was das geheimnissvolle Schauen der darstellenden Kraft des Menschen die phänomenale Maschinerie überragt — das wissen wir nicht.

Aus diesen Beobachtungen ginge hervor, dass der Mensch eigentlich einen Dämon oder Schutzgeist in seiner eigenen Seele besitzt, welcher allnächtlich das Nächstliegende zu überblicken oder zu fühlen vermag, und als ein wenn auch vielfach gefesselter Factor bei den Entscheidungen des Tages mitwirkt. Die Formen dieser Mitwirkung sind verschieden: Instinct, Ahnung, Disposition, Lust- und Unlustempfindung u. s. w. Es ist durchaus kein unrichtiger Instinct der Menschheit, dass sie etwas auf Vorbedeutung gibt, denn es kann selbst auf diesem Wege ein allegorischer Einfluss gedacht werden, wie zahlreiche Beispiele beweisen. Wir sehen hier das Fatum, welches unseren Lebenslauf zum Epos macht und uns wie ein Verhängniss zu Prüfungen und Katastrophen führt. Mit einem Worte gesagt: das ganze Gebäude der Mystik wird klar durchsichtig, wenn wir den Menschen als eine Erscheinungsform irgend eines intelligiblen Wesens auffassen, das sich in Zellen darstellt, und durch das dreidimensionale Kephaloskop unseres Gehirns die Welt und sich selbst im Spiegel betrachtet*).

*) Siehe „Vorurtheile" III, Seite 63.

Dass dieses Kunststück der Darstellung nicht immer auf gleiche Weise gelingt, ist begreiflich, daher wir denn Menschen von voller (normaler) und geringerer phänomenaler Befangenheit kennen*).

„Wollen wir darüber schlafen", sagt ein altes Sprichwort. Wer möchte wohl den Ursprung und die Bedeutung dieses Satzes so weit beschränken, dass eine Einwirkung eines Unbewussten in uns ausgeschlossen würde?

Wie Mancher legt sein sorgenmüdes Haupt zur Ruhe und erwacht mit einer Zuversicht, für die er keinen Grund anzugeben weiss! Und umgekehrt wird manchmal eine Nacht die Quelle einer Unruhe, die nicht immer auf das physische Unwohlsein zurückgeführt werden kann. Es steht sehr in Frage, ob die fatalen Missgriffe eines Ludwig XVI., die glückliche Hand eines Anderen nicht auf diese Erscheinung, wenigstens zum Theile, zurückzuführen sind. Was mag Christus nicht Alles vorgeahnt haben?

Die gesammelten Thatsachen in Büchern, Zeitschriften, wie nicht minder die fast in allen Familienkreisen bekannten Fälle aussergewöhnlicher Ahnung und Handlung sind so zahlreich, und

---

*) Siehe „Vorurtheile" III, Seite 128.

andererseits ist die hier gegebene Erklärung eine in unserer Natur so begründete, dass bei längerem Verfolgen des Gegenstandes Jeder sich davon überzeugen kann und wird.

Das hellsehende intelligible Subject stünde also in steter Verbindung mit der intelligiblen Welt (wie überhaupt Alles); nur das Bild in unserem Kopfe, unsere Persönlichkeit inbegriffen, wäre ein periodisches, ein eigenthümlicher Abdruck der Einwirkungen, welcher Abdruck ohne Gehirn oder bei ruhendem Gehirn gar nicht vorhanden ist, und in welchem sich ab und zu ein Factum oder eine Anschauung aus der inneren, der eigentlichen nicht vorgestellten Welt einschleicht und ein verzerrtes allegorisches Bild veranlasst. Je mehr unsere Sinne beschäftigt sind, desto weniger werden solche Erscheinungen zu Tage treten, je weniger die Sinne beschäftigt sind, einen um so grösseren Spielraum erlangt das intelligible Schauen bei Individuen, welche dazu geeignet sind.

Schon Plutarch war übrigens der Meinung, dass es nicht wahrscheinlich sei, „dass beim Sterben die Seele eine neue Fähigkeit erlange, die sie vorher nicht schon gehabt hätte, als das Herz durch die Bande des Körpers noch gefesselt war. Viel wahrscheinlicher sei es, dass man diese Fähigkeit

immer besitze, allein verfinstert und durch den Leib verhindert wäre sie, und die Seele vermag sie erst dann zu üben, wenn die Körperbande anfangen, aufgelöst zu werden, und wenn sie durch die schwere Last der hinfälligen Glieder und faulenden Säfte nicht mehr niedergedrückt werden.«

Mit dieser Erklärung will ich nun den von Vielen behaupteten denkbaren Einfluss anderer intelligibler Wesen auf unsere Träume nicht geradezu ausschliessen, doch muss er sehr oft selbst dort ausgeschlossen werden, wo der Traum in dieser Allegorie auftritt. Dass solche Wechselwirkungen im Traumleben zwischen lebenden Wesen bestehen, ist durch Thatsachen erhärtet, wie sollte da die Möglichkeit einer Wechselwirkung mit zellenfreien Wesen bestritten werden? Existirt sie nicht ausnahmsweise selbst im wachen Zustande? Nichtsdestoweniger ist der Einfluss weit seltener, als man glaubt, schon des geringen Interesses halber, welches die intelligible Welt an Einzelnen nehmen kann. Dass das Band der Liebe mitunter so stark ist, eine Ausnahme zu machen, soll dadurch nicht bestritten werden. Eine Täuschung in dieser Beziehung ist darum möglich und selbst leicht, weil ja unsere ganze Vorstellung nur Bild ist von Realitäten, und wir (wenn auch sicher, dass keine

Wirkung ohne Ursache) doch über die eigentliche Natur der Ursache (das Ding an sich) immer im Dunkeln sind.

Jetzt erst ist es möglich, uns mit der Symbolik der Träume zu befassen.

Das vorahnende intelligible Subject — falls es zu schauen vermag, und der Organismus ein Uebergehen dieses Schauens in das Traumleben gestattet — wird leicht bei freundlicher Gestaltung der kommenden Tage einen heiteren Traum, und bei düsterer Gestaltung der Ereignisse einen düsteren Traum oder eine trübe Stimmung hervorrufen. In diesem allgemeinen Sinne muss man eine Symbolik der Träume anerkennen.

Ganz im Widerspruche mit dieser Anschauung sagt Schindler und auch Schopenhauer, dass die Träume auch Ironie haben, und Weinen Freude, Schlamm Ehre, Lumpen Glück, Perlen Thränen und Koth Geld bedeuten können; beides kann nun richtig sein, und zwar darum, weil es verschiedene Naturen gibt; daher jeder seine eigene Träume studiren und sich ein Traumbuch anlegen müsste. Die Natur eines Menschen kann in Bezug auf die Symbolik der Träume allegorisch, oder sachgetreu, oder auch ironisch angelegt sein;

es besteht aber auch eine Discrepanz zwischen dem, was (an irdischen Werthen) für uns in phänomenaler und was in intelligibler Beziehung gut und werthvoll ist. Das Unglück und die Prüfungen des Lebens können einen transcendenten Werth haben — darin stimmen alle Religionen überein.

Man hat sehr Unrecht, die Bedeutung der Träume für uns zu unterschätzen, in pathologischer und selbst fatidiker Beziehung, noch mehr Unrecht aber, jeden Traum für einen bedeutungsvollen zu halten. Der gröbste Fehler liegt darin, die Verschiedenheit der Organisation der Menschen zu ignoriren und an die Denkbarkeit eines für Alle geltenden Traumbuches zu glauben. Die Erfahrung allein ist hier massgebend. Ein jeder Mensch muss vorher drei Dinge durch die Erfahrung an sich selbst feststellen, ob er bedeutungsvolle Träume überhaupt je gehabt, also haben könne, d. h. ob er eine geringere phänomenale Befangenheit habe, ob in seinen Träumen ironische oder entsprechende Bilder entstehen, endlich ob zwischen Bildern, die er selbst hatte, und darauf folgenden Zuständen oder Ereignissen ein Zusammenhang beobachtet wurde. Die Symbolik der Träume lässt sich nicht aus Büchern lernen, nur die Selbstbeobachtung kann ein solches Verständniss ermöglichen.

Ich bin eine Natur von voller phänomenaler Befangenheit, habe den Träumen überhaupt keine Aufmerksamkeit gewidmet und nur im Allgemeinen die Bemerkung gemacht, dass die Natur meiner Träume mit meinem Humor, also auch der Gesundheit, gleichen Schritt hält. Dadurch ist aber nicht ausgeschlossen, dass mit den zunehmenden Jahren durch Krankheit oder anstrengende geistige Beschäftigung meine Natur sich ändern könnte. Der Schlaf verliert an Intensität, meine Aufmerksamkeit ist für Träume eine gewecktere, und die phänomenale Befangenheit muss durch Alter und die gewonnene Ansicht über die intelligible Natur des Menschen nothwendig nachlassen. Sollte ich ein höheres Alter erreichen, so wären bedeutungsvolle Träume selbst bei mir nicht unmöglich; dass dies im Allgemeinen bei den Greisen nicht vorkommt, rührt daher, weil dieselben in der Regel von ihrem Gehirn einen sehr beschränkten Gebrauch machen. Sie haben ihre phänomenale Aufgabe zumeist gelöst, so gut sie eben konnten, und halten geistige Siesta. Zeitungen, Romane, Theater, Spiel, Zerstreuung, das ist die Endbeschäftigung der von Nahrungssorgen freien Menschheit. Die Unterhaltungen des Magens, der Genitalien, mit einem Worte der Jugend hören auf, diejenigen, welche sie forciren

wollen, schädigen ihre Gesundheit bei gleichzeitiger geistiger Vertrottelung. Menschen, welche geistig nicht ausspannen, wie Humboldt, Metternich, sind Ausnahmen; bei Philosophen wird die Sache gefährlicher, weil die metaphysischen Speculationen dem Gehirn eigentlich eine widernatürliche Aufgabe geben, nämlich eine überphänomenale Anschauung; es wundert mich gar nicht, dass Kant bei seiner eigentlich schwächlichen Natur gegen sein Ende an Irrsinn streifte.

Ob Jemand bedeutungsvolle Träume habe, zeigt sich in der Regel sehr bald; allerdings mag es solcher Naturen mehr geben, als man annimmt, weil man der Sache keine Aufmerksamkeit schenkt. Ein Beispiel möge daher klarlegen, was unter Symbolik der Träume verstanden werden soll und wie diese zu verwerthen ist.

Ich hatte einen sehr intelligenten und geistreichen Freund, einen Grafen Bethlen, welcher mich versicherte, dass er, so oft er von Brettern träume, etwas sehr Unangenehmes bald darauf erlebte, und dass sich diese Behauptung sehr oft bewahrheitete. Er sprach dies aus, als eine Erfahrung, wenngleich er den Zusammenhang weder erkannte, noch sich irgendwie zu erklären wusste. Will man das, so muss man zwei Dinge unterscheiden: warum es

gerade Bretter waren, und wieso eine Vorahnung möglich ist. Was das letztere anbelangt, so haben wir bereits festgestellt, dass eine Vorahnung überhaupt nur unter der Bedingung möglich ist, dass das innere Wesen des Menschen, die darstellende Kraft, die Seele, andere Anschauungsweisen haben könne, als wir mit Hilfe unserer Sinne, daher in Bezug auf Zeit und Raum einen grösseren Ueberblick haben mag, etwa wie wir eine Raupe an Ueberblick und Voraussicht der Ereignisse ebenfalls weit übertreffen, oder mit Hilfe der Spectralanalyse Stoffe wahrnehmen, welche dem Auge und selbst der Chemie entgehen. Doch das ist ein Gegenstand philosophischer Natur, welcher den Lesern meiner früheren Schriften nicht unbekannt sein wird; uns interessirt nur die andere Frage, warum sind es gerade Bretter?

Dieser Umstand ist nicht schwer begreiflich; es genügt, dass mein Freund in seiner frühen Jugend einem traurigen Ereignisse beigewohnt, welches in Gegenwart von Brettern sich zutrug, etwa dass er eine geliebte Leiche auf Brettern sah u. s. f. So oft nun eine traurige Begebenheit über die Schwelle des Bewusstseins als Vorstellung gelangt, sei sie nun eine klar bewusste oder noch unbewusste, nur als Ahnung vorhandene, so wird

sie alle verwandten Vorstellungen, mit denen sie einst verknüpft war, wachrufen. Je öfter dies geschieht, um so zuversichtlicher wird die Gedanken-Association eintreten.

Doch ist die Aufmerksamkeit weit weniger auf das zu lenken, was man geträumt, ob von Brettern, Thieren u. s. w., als auf das Wie, auf die Natur des Traumes, ob dieser ein angenehmer oder unangenehmer, ob der Verlauf mit Hindernissen verknüpft oder ein glatter war u. s. w. Nur die persönlichen Empfindungen erlauben uns Schlüsse auf körperliche Zustände oder in seltenen Fällen auf kommende Ereignisse, deren sich brechende Strahlen gleichsam früher auf uns einwirken, als sie selbst auf dem Horizont unserer dreidimensionalen Anschauungsweise erscheinen. Der Rest ist ein unserem disponiblen Gedächtnissschatze entnommenes Material, ein Aufputz, höchstens eine Allegorie.

Daraus sehen wir, dass aus den Vorgängen des unbewussten Seelenlebens bei Menschen, welche ein derartiges Empfindungsvermögen besitzen, etwas in das menschliche Bewusstsein hineinragen kann, und dass solche Individuen sehr leicht aus der Natur ihrer Träume Schlüsse zu ziehen fähig

wären; wir sehen ferner daraus, dass es ganz zufällig ist, welcher Art diese Vorstellung ist; nur eine lange Beobachtung und Sammlung sehr vieler Träume sehr vieler Menschen könnte im Wege der Erfahrung uns die Beobachtung ermöglichen, dass gewisse Bilder bei verschiedenen Menschen die gleiche Bedeutung haben. Ich möchte das überhaupt bezweifeln; jedenfalls wäre eine solche Erhebung sehr schwierig, denn man vergisst in der Regel nach wenigen Minuten, was man geträumt, falls der Traum nicht ein besonders lebhafter und auffallender war.

Fast alle Autoren, welche über die Symbolik der Träume geschrieben, sind der Ansicht, dass die letzten Träume vorzugsweise divinatorisch seien, während doch der Tiefschlaf derjenige sein müsste, welcher sich zur aussersinnlichen Anschauungs- und Denkweise am besten eignet. Dieser scheinbare Widerspruch löst sich dadurch, dass wir in der Regel von dem wachend nichts wissen, was im Tiefschlafe vorgeht, während die letzten Träume am leichtesten Spuren im wachen Bewusstsein zurücklassen. Aber auch von der Metaphysik her ist das begreiflich; im Tiefschlafe mag die Seele ganz andere Interessen wahrnehmen, als die phänomenalen Ereignisse der nächsten Tage,

welche ein Interesse erst mit dem beginnenden phänomenalen Bewusstsein bekommen.

Solche Beobachtungen zu machen und Folgerungen daraus zu ziehen, ist überhaupt nur wenigen Menschen möglich, weil die grosse Majorität sich in voller phänomenaler Befangenheit befindet, eine Regelmässigkeit der Traumbilder daher nur mit Leibes- und Bewusstseins-Zuständen im Zusammenhange stehen wird. Herz- und Magenleiden, Entzündungen und andere Zustände werden leicht bei einem und demselben Menschen die gleichen Bilder hervorrufen, ebenso werden sich auch seine Laune, Zufriedenheit und Unzufriedenheit mit sich selbst oder seinen Verhältnissen im Traume ausdrücken; ohne Bedeutung ist daher die Symbolik der Träume auch bei diesen nicht, was schon Aristoteles anerkannt.

Menschen von geringerer phänomenaler Befangenheit, zu welchen zarte Frauen begreiflicherweise mehr incliniren als kräftige Männer, die im praktischen Leben befangen sind, würden hingegen aus der Beobachtung und Aufzeichnung ihrer Träume und der Erlebnisse interessantes Material sammeln können; doch können und müssen die Träume, welche den Bewusstseinszuständen der eben verflossenen Tage entspringen, ausgeschieden werden.

Die Aufzeichnung wird um so nothwendiger, als die Träume leicht vergessen werden, und dadurch die Analogie derselben mit den Zuständen und Ereignissen nicht beobachtet werden könnte. Doch vergesse man ja nicht, dass es kein Traumbuch für Alle geben könne, sondern dass jedes Individuum nur sein eigenes Traumbuch haben kann. Darum sind alle bisher erschienenen Bücher (in neuerer Zeit von Schubert und Pfaff) nicht viel werth; auch gehört dazu eine gewisse Uebung, welche man am besten aus dem alten Artemidoros und seinen vielen Beispielen nach Schopenhauer's Zeugniss sich erwerben kann. Es existiren von ihm wohl im Buchhandel griechische, lateinische und selbst französische und italienische Ausgaben aus dem 16. Jahrhundert, aber gar keine deutsche. Eine solche wird soeben vorbereitet, und dürfte sie im Beginne dieses Jahres in Wien bei Hartleben erscheinen. Es kann allerdings vorkommen, dass Jemand durch seinen Glauben an ein Traumbuch Symbole mit Ereignissen in seiner Vorstellung verknüpft, so dass im Traume statt der richtigen Vorstellung das Symbol zum Vorscheine kommt. Wenn z. B. Jemand Schlangen für eine ungünstige Vorbedeutung hält und dabei eine Individualität von geringerer phänomenaler Befangenheit wäre,

so könnte eine trübe Stimmung leicht das Traumbild der Schlangen veranlassen. Ein etwa eintretendes trauriges Ereigniss würde nicht darum erfolgt sein, weil er von Schlangen träumte, sondern er hätte von Schlangen geträumt, weil er eine trübe Vorahnung hatte.

Die Symbolik der Träume ist also aus pathologischen, psychologischen, philosophischen und selbst praktischen Gründen immerhin eine Quelle der Erkenntniss, allerdings bei verschiedenen Individuen in verschiedenem Masse. Jeder Mensch sinkt allnächtlich in die Tiefen einer unbekannten Welt, und wenn man auch Unrecht hatte, aus den hervorgeholten Schätzen der Offenbarungen solcher Naturen Religionen zu schmieden, so hat man nicht weniger Unrecht, sie in Bausch und Bogen als leeres Hirngespinnst ganz zu ignoriren. Keine Wirkung ohne Ursache!

Schopenhauer hat nicht so Unrecht, wenn er von der „träumenden Allwissenheit“ spricht, welche sich bemüht, unserer „wachenden Unwissenheit“ auf diesem Wege etwas beizubringen.

VI.

Die vermeintliche Rückkehr der Todten.

Wer auf den landläufigen Ausdruck „Bildung" einen Anspruch macht, wird selbstverständlich die Möglichkeit der Rückkehr der Todten verneinen; nichtsdestoweniger werden diese „starken Geister" in der Regel bei Todesfällen, beim Anblick einer Leiche, in nächtlicher Einsamkeit auf Friedhöfen und anderer sogenannten unheimlichen Orten, oder bei aussergewöhnlichen Ereignissen, weit weniger Ruhe und Muth an den Tag legen, als jene, welche an den Fortbestand der darstellenden Kraft und dadurch an die Möglichkeit der Rückkehr der Todten wenigstens a priori nicht zweifeln. Woher kommt das? Das rührt daher, weil die ersteren ihrer Sache doch nicht gewiss sind, und solche Proben, welche ihr ganzes Causalitätsgebäude über den Haufen werfen, unbequem finden; während die

anderen, wenigstens jener Theil, zu welchem die wirklich starken Geister zählen, wissen, dass sie von derlei Phantasmen nichts zu besorgen hätten, und derartige Ereignisse höchst interessant und gar nicht schauerlich finden würden.

Was aber versteht man denn eigentlich unter der Rückkehr der Todten? — Darauf muss nun die Antwort folgen: Sehr viel, weit mehr, als man sollte.

Wie oft hört man die Aeusserung, dass ein Verstorbener irgendjemand im Traume oder in einem diesem ähnlichen Zustande erschienen sei. Dass dadurch die wirkliche Rückkehr eines Todten nicht erwiesen werden könne, selbst wenn der Traum als ein Wahrtraum durch das Zutreffende der Nebenumstände zu betrachten wäre, habe ich in meinen „Vorurtheilen“ nachgewiesen; es genügt dazu eine geringere phänomenale Befangenheit des Träumenden.

Die gesuchte Erscheinung eines Todten, falls etwas derartiges wirklich erfolgt und über das, was man gegenstandslose Hallucination nennt, hinausgeht, wollen wir auch übergehen, denn das befindet sich ebenfalls in den „Vorurtheilen“ erörtert. In früheren Zeiten nannte man das Nekromantik, heute heisst es Materialisations-Sitzung; frü-

her war es das Werk der Magier, heute der Medien — alles andere bleibt sich mehr oder weniger gleich.

Wir wollen uns hier nur mit jener Rückkehr befassen, wo Traum und gesuchtes Experiment ausgeschlossen sind.

Die vermeintliche, vielfach behauptete Rückkehr der Todten ist am häufigsten in folgender Form zu lesen und zu hören. Es stirbt jemand in der Ferne, und die Angehörigen — in der Regel nur das eine oder andere Glied von geringerer phänomenaler Befangenheit — haben ein Gesicht, oder vernehmen ein unerklärliches Geräusch, sehen unbegreifliche Bewegungen u. s. w. Solcher Fälle gibt es zahllose, selbst nach Abschlag der verdächtigen Behauptungen. Ich habe im III. Bande der Vorurtheile die Denkbarkeit einer solchen Vision als ganz unabhängig von der wirklichen localen Einwirkung eines Verstorbenen nachgewiesen; Schopenhauer that dies ebenfalls in seiner Weise.

Manchmal werden jedoch Anzeichen berichtet, wo es sich nicht um Visionen, sondern um Aeusserungen handelt, bei welchen jede Hallucination ausgeschlossen ist, weil entweder mehrere Zeugen oder bleibende Spuren genügende Garantie dar-

über geben, wie z. B. das gleichzeitige Stehenbleiben mehrerer Uhren an verschiedenen Orten.

Es kann sich überhaupt nur darum handeln, ob ein Verstorbener zurückgekehrt *ist*, nicht ob er zurückkehren *kann*, denn das letztere könnte man nur in Abrede stellen, wenn man die Gewissheit hätte, dass die darstellende und fungirende Kraft im Menschen keine Fortdauer haben *könne*. Diese Gewissheit kann man aber nicht haben; im Gegentheile, der Mensch explodirt nicht beim Tode, der Körper wird nicht warm, sondern kalt, die Lebenskraft setzt sich in gar nichts um, was sinnenfällig wäre; sie entweicht, sie setzt sich aller Wahrscheinlichkeit in etwas um, was wir nicht kennen. Die Kraft könnte also das Leben überdauern, und dann wäre a priori wenigstens gegen die *Möglichkeit* der Rückkehr nichts einzuwenden. Dadurch stellt es sich heraus, dass die Erfahrung allein Aufschluss darüber zu geben vermag.

Setzen wir also diese Möglichkeit vorerst voraus, und nehmen wir als erläuterndes Beispiel einen Fall, der sich in neuester Zeit und zwar in den sogenannten wissenschaftlichen Kreisen zutrug, welche selbstverständlich Gegner der von den Spiritisten behaupteten Thatsachen, mit einem Worte „starke Geister“ par excellence sind.

Mein Gewährsmann wurde um 6 Uhr Morgens durch starkes Läuten aufgeweckt, ohne jemand an der Thüre zu finden. Um acht Uhr Morgens wurde er abermals durch eine Dienstmagd belästigt, welche tief erschüttert berichtete, dass im oberen Stockwerke der Abends noch ganz gesunde Herr X. im Bette todt getroffen wurde. Die Section ergab, dass eine Arterie im Innern geborsten und durch Verblutung ein leichter und unvermeidlicher Tod eingetreten sein musste. Den Zeitpunkt gaben sowohl die Sachverständigen als Hausgenossen auf ungefähr 4 Uhr an.

Daran wäre nun allerdings nichts bemerkenswerthes; der böse Zufall wollte aber, dass die sämmtlichen oder doch mehrere Collegen des Verstorbenen auf ähnliche Weise gestört wurden, und dass einer von ihnen ihn sogar gesehen haben wollte, und frug, was er denn so früh wolle, worauf sich dieser entfernte (offenbar war dieser College eine Individualität von geringerer phänomenaler Befangenheit). Nehmen wir an, dass diese Störungen wirklich durch den Verstorbenen veranlasst wurden.

Wodurch soll nun erklärt werden, dass ein Todter solche testimonia abeundi gibt, und ein an-

derer sie nicht gibt? Sollte da nicht etwas zu lernen sein?

Hier ist es nicht ein geliebter Zurückgebliebener, welcher auf irgend eine Einwirkung reagirt, wie das so häufig vorkommt, sondern es sind Fremde, wo die Sehnsucht oder Besorgniss einen solchen Abschied unverständlich machen und alles hinfällig wird, was Schopenhauer zur Erklärung anführt (Parerga I.). Hier ist es die Todesart, welche den Schlüssel liefert.

Man denke sich einen Schlafenden, der auf eine ganz unerwartete Weise munter wird, der nicht begreift, dass er gestorben ist, und sich in ganz anderen Verhältnissen befindet. Der Betreffende mag vielleicht einen symbolischen Traum gehabt haben, als in seinem Organismus das Blut die ungewohnten Bahnen einschlug, vorbereitet auf den Tod war er nicht. Setzen wir weiters voraus, dass der von den Hausgenossen und Aerzten angegebene Zeitpunkt des Stillstandes im Organismus, den wir Tod nennen, richtig war, so hätten wir unter Voraussetzung der möglichen Erhaltung der darstellenden Kraft im Menschen, zwei Stunden Frist für Loslösung vom Zellen-Organismus und Entwickelung eines denkbar möglichen neuen Bewusstseins. Wie überrascht muss er nicht über sei-

nen neuen Zustand gewesen sein, seine Leiche wahrzunehmen, und doch freie Bewegung zu haben! Er wird zweifelsohne das Verlangen gehabt haben, zur Verification seines Zustandes und seiner Fähigkeiten zu schreiten, und sich so benommen haben, wie wir, wenn wir nach einem lebhaften Traume constatiren wollen, ob wir wachen oder träumen.

Sollte es nun richtig sein, was mir die Hand einer schönen Frau unbewusst im Namen Kant's niederschrieb, dass Gedanke, Wille und That in der intelligiblen Welt eins seien*), so begreift man leicht, dass er an seine Collegen, (namentlich an seinen Hausgenossen) dachte, zu ihnen wollte und überall Lebenszeichen gab — als er es noch konnte! Denn mit jeder Stunde — das muss man annehmen — nimmt seine Dichtigkeit (vielleicht sein specifisches Gewicht) ab, und da hat es mit dem Läuten und Klopfen, oder gar Erscheinen seine Schwierigkeit.

Diese Art von Manifestationen, wofern sie Thatsachen wären, sind nun allerdings geeignet, die Absurdität des Materialismus, insoweit er die menschliche Erscheinung als blosse Stoffcombination hin-

---

*) Siehe Phil. des g. V. Seite 143—144.

stellt, welcher nach der Auflösung nur eine chemische Bedeutung zukomme, nachzuweisen, aber eine Rückkehr der Todten kann man das nicht nennen, sondern man müsste auf die noch nicht vollzogene Abreise erkennen.

Rückkehr der Todten wäre eigentlich nicht einmal das, was man im gewöhnlichen Leben eine Spukgeschichte nennt. Gibt es solche verlässliche Thatsachen, und wenn, wo liegen da die Motive zur That und die Zulässigkeit für die geänderten physikalischen Verhältnisse? Wie kommt es, dass dem einen möglich sein soll, was der übergrossen Mehrzahl nicht möglich ist? Denn dass in der Regel die Gräber sich nicht öffnen — wie man zu sagen pflegt — ist doch eine Thatsache.

Die erste Frage, die zu erledigen wäre, ist die Thatsächlichkeit von Ereignissen, die zu solchen Behauptungen führen konnten; die zweite Frage geht dahin, ob diese Geschichten der gewöhnlichen durch Betrug und Physik erklärbaren Lösung nicht entgegengeführt werden können, und selbst im verneinenden Falle, ob da die Thätigkeit abgeschiedenen Menschen zuzuerkennen wäre. Man sieht, der Weg ist lang und nicht so einfach. Ist die Geschichte wahr, ist sie gemacht oder sonst erklärbar, und wenn keine andere Lösung bliebe,

als die fremdartiger, intelligenter, absichtlicher Thätigkeit, mit welchem Rechte darf man daraus auf die Rückkehr von Todten schliessen? Wenn es schon andere Wesenreihen geben soll und geben kann, mit welchem Rechte können wir und dürfen wir in ihnen abgeschiedene Menschen vermuthen?

Wir haben allerdings kein Recht, die Wesenreihe mit dem Menschen für abgeschlossen zu erklären, und die Natur auf die uns bekannten Daseinsweisen zu beschränken; a priori wenigstens darf man das nicht behaupten, dies sagt schon Schopenhauer und fügt hinzu, dass in diesen Dingen die Erfahrung allein massgebend sei; gleicher Ansicht ist Kant. Aber eben darum haben wir auch kein Recht, die etwaigen Spuren intelligenter Thätigkeit Abgeschiedenen in die Schuhe zu schieben. Beispiele mögen das veranschaulichen.

Es kann irgend ein Gutsverwalter durch vorbereiteten Spuk den Eigenthümer vertreiben, oder ein Speculant ein Haus auf diese Weise billig erstehen; das reicht aber nicht immer aus. In der alten Zeit war das Verschweigen des Umgehens ein gesetzlicher Grund, einen Verkauf rückgängig zu machen, es musste also oft vorkommen. Cicero Dio Cassius, Appian Plutarch, Sueton und viele Kirchenväter berichten Aehnliches — das muss

Carus Sterne zugeben, der doch den wissenschaftlichen Standpunkt der starken Geister einnimmt. Die Geschichte Luther's ist bekannt und vom Schlosse Woodstock, welches selbst das Parlament Cromwell's beschäftigte, dürften meine Leser vielleicht auch gehört haben. Die Abgeordneten wurden auf ähnliche Weise bedient, wie die Commission Joseph des Zweiten in Steiermark, trotz der durch eine Compagnie Soldaten vollzogenen Absperrung. Der Aufklärer Carus Sterne schreibt den Woodstoker Spuk einem Royalisten zu. In seinen angeführten Spukgeschichten findet er immer — und zwar wahrscheinlich mit Recht — in der Anwesenheit einer bestimmten Persönlichkeit die Ursache; da müssen (und zwar im vorigen Jahrhunderte) Dienstmägde Schnüre und Bänder durch Scheidewasser mürbe zu machen wissen u. s. w.

Der Volksglaube und die Erfahrung schlossen auf andere Wesen, die mehr muthwillig als böse den Spektakel machen, und betrachteten den Spuk als eine Aufforderung ihrerseits, mit den sterblichen Menschen in Verkehr zu treten. Es ist daher eine ganz falsche Auffassung, die Entstehung der Klopfgeister erst diesem Jahrhundert zuzuschreiben. Paracelsus führt das Klopfen oder Pochen in erster Linie an, und Carus erzählt aus dem vorigen Jahr-

hundert folgende Geschichte, welche mit der amerikanischen Eröffnung der spiritistischen Aera eine unleugbare Aehnlichkeit hat und den amerikanischen Klopfgeistern unbedingt die Priorität nimmt.

Nachdem Carus Sterne im Allgemeinen erwähnt, dass die Karthäuser mit Klopfgeistern sehr gut umzugehen wussten, erzählt er, dass der berühmteste Klopfgeist zu Dibbesdorf, bei Braunschweig sein Wesen trieb, wo weder eine hochweise Polizei, noch wissenschaftliche Commissionen den „lustigen Gesellen in seiner Hämmerarbeit" zu stören vermochten, und die hochweise Landesregierung die armen Bauern sogar monatelang vergebens einsperrte. Der ganze Process wurde geheim gehalten und erst nach 40 Jahren, d. i. im Jahre 1811 kamen die Acten wieder an das Tageslicht.

Ebenso erfolglos blieb die amtliche Untersuchung in Bergzabern; interessant ist aber, dass man schon damals versteckte Muskelbewegungen zu Hilfe rufen wollte, mit welchem Auskunftsmittel sich auch die modernen englischen Physiker aus den spiritistischen Schlingen ziehen wollen.

Die zweite berühmte Geschichte der Klopfgeister in Hydesville, mit welcher die spiritistische Bewegung dieses Jahrhunderts in Amerika beginnt, hat einen vollkommen identischen Verlauf. Man

hört ein unerklärliches Klopfen, endlich fällt einem Spassvogel ein, den Klopfer zu personificiren und anzureden, und siehe — das Klopfen steht in einem vernünftigen Zusammenhange mit den Fragen!

Wer aber die Thatsächlichkeit solcher Erscheinungen etwa leugnen sollte, welche die Veranlassungen zu ähnlichen Behauptungen und Ansichten geben, dem rathe ich eine kleine Brochüre unter dem Titel: „Darstellung selbsterlebter mystischer Erscheinungen" von M. Joller, Advocaten und schweizerischem Nationalrath, aus der neuesten Zeit zur Lectüre an, worin einfach erzählt wird, aus welchen Gründen er seinen altererbten Wohnsitz verlassen musste, weil er trotz mehrmonatlicher Beobachtung, polizeilicher und wissenschaftlicher Intervention keine Ruhe hatte. Für die Wahrheit sprechen nicht nur die Inwohneraussagen, sondern spricht die Zeugenschaft von Hunderten. Der Spuk begann im Jahre 1861 und dauerte 4 Monate. Wäre Joller ein Gläubiger oder Kenner solcher Phänomene gewesen, so würde er sie ausgenützt haben, aber nicht vor ihnen geflohen sein, und könnte er noch heute dort wohnen. Er schliesst mit folgenden Worten:

„Ein scharfer Griffel hat aus dem Tagebuche meines Lebens die schönere Hälfte mit einem Zug

gestrichen, — des unberechenbaren Schadens nicht zu gedenken, der mir erwachsen ist. Ich lege aber Alles als Pfand für die treue Wahrheit dessen, wovon ich mich seit Wochen mit hellem Sinn überzeugt, und mit der der Wissenschaft und ihrer ewigen Forschung schuldigen Gewissenhaftigkeit hier in dieser kleinen Schrift nieder.

Wenn ich lange Namensverzeichnisse von Zeugen aus verschiedenen Ständen, auf die ich wiederholt hingewiesen, hier weggelassen habe, so geschah es keineswegs, um dieselben vorzuenthalten, vielmehr werde ich stets bereit sein, ernsten Forschungen von Autoritäten zur Beschwichtigung allfälliger Zweifel damit beizustehen."

Wäre Doctor Joller kein voreingenommener „Gebildeter" gewesen, hätte er die naive Objectivität der Dibbesdorfer Bauern und der Hydesviller Kinder nachgeahmt, so wären die Dinge anders gekommen.

Die Zahl ähnlicher, von den alten Classikern ebenso häufig, als in neuerer Zeit berichteter Geschichten ist eine unendlich grosse; Perty, Kieser, Schindler und Kerner*) haben allein hinreichendes Material gesammelt.

*) Die „Blätter aus Prevorst" und das „Magikon" von Kerner bilden eigentlich die werthvollsten Sammlungen dieser Art, weil sehr viele Berichte den Stempel der Wahrheit an der

Wenn wir aber auch die Wahrheit einiger dieser Berichte voraussetzen und an die Möglichkeit des Fortbestandes der darstellenden und fungirenden Kraft im Menschen nicht zweifeln, wo finden wir die Motive für ein derartiges Auftreten?

Die Criminal-Geschichte aller Zeiten bestättiget, dass die Verbrecher von den Orten ihres Verbrechens mehr oder weniger impressionirt werden; wir wissen, dass auch Nicht-Verbrecher eine Scheu vor Oertlichkeiten haben, welche ihnen unangenehme Empfindungen oder Erinnerungen hervorrufen; man würde daher nicht ohne anscheinende Begründung annehmen dürfen, dass solche Orte und die menschliche Gesellschaft überhaupt von intelligiblen Wesen gemieden werden sollten. Die Erfahrung und der Aberglaube sprechen aber für das Gegentheil; gerade diese Orte sind es, welche von den Gläubigen als der Schauplatz solcher Thätigkeiten beliebt werden. Wie soll man das erklären?

Stirne tragen. Leider sind die theosophisch-philosophischen Excursionen und insbesondere das Streben, mit der Offenbarung der Schrift im Einklange zu bleiben, auch vertreten. Wer aber das religiöse Vorurtheil nicht abgebeutelt, d. h. sich von der Offenbarungs-Autorität nicht emancipirt hat — „durchschreitet das Feuer nie", um die Brünhild zu erwecken!

Wenn Jemand das Unglück hat, einen Menschen zu verletzen, zu erschiessen, oder einen Brand zu verursachen, so hat das auf die Stimmung des Thäters oft lange einen Einfluss geübt; es sind welche mitunter wahnsinnig geworden. Beim Verbrecher ist das weniger der Fall; er weiss, was er thut, er wird nicht überrascht, wie jener, der einen Rehbock zu schiessen glaubt und einen Menschen trifft.

Denken wir uns nun einen Menschen, der an einem Orte, sagen wir seinem Wohnorte, allerlei Missethaten crimineller oder auch nicht crimineller Natur ausübt. Sterben muss der gute Mann, und wenn er dann als intelligibles Wesen die Welt und sich nicht mehr durch das phänomenale „Ich“ der menschlichen Erscheinung ansieht, so wird er gewiss überrascht sein und wird leicht wahnsinnig! Denn die Situation ist ärger, als wenn ein Spieler in einer Nacht sein ganzes Vermögen verspielt, oder ein Berauschter einen Menschen ersticht oder ein Sinnlicher ein Mädchen schändet und in Verzweiflung stürzt. Ein intelligibles Wesen muss die Consequenzen seiner Handlungen viel deutlicher und klarer sehen. Da hätten wir als Veranlassung zwei Motive; schlechtes Gewissen und Wahnsinn, welcher letztere aus den oft sonderbaren

angeblichen Forderungen dieser Wesen und den Lösungen mehrerer Spukgeschichten sich ergibt, wie z. B. so viele Begräbnissgeschichten. Dass es aber in der anderen Erscheinungsform ebenfalls Narren und Fexe als Ausnahmen geben mag, könnte nicht Wunder nehmen, weil es hier deren so viele gibt.

Diese Lösung, so sehr sie mit der Geschichte der einzelnen Begebenheiten auch übereinstimmt, hat aber eine neue Schwierigkeit; es ist eben räthselhaft, dass gerade diese Wesen auf unsere Erscheinungswelt wahrnehmbar einzuwirken vermögen sollen, und unsere lieben Dahingeschiedenen es nicht können? Wie soll man das erklären?

Erwägt man, dass materiell und geistig, phänomenal und intelligibel Gegensätze sind; dass Menschen in ihrem Erdenleben ein intelligibles Schauen haben — so wird man begreifen, dass sinnliche, materielle Menschen sich andererseits eben so schwer vergeistigen werden.

Im Gegensatze zur dichteren Beschaffenheit dieser Wesen müssen edlere, hoch anstrebende Menschen oder Wesen Schwierigkeiten haben, um sich zu verdichten, und doch ist das eine nothwendige Bedingung der directen oder indirecten Wahrnehmbarkeit für

uns. Diese Erklärung stimmt mit den Gesichten der Seher insoweit überein, als diese von dunklen und lichten Gestalten sprechen, und darnach den moralischen Werth oder Unwerth abschätzen. In Uebereinstimmung damit stünde auch die Ansicht der Spiritisten, dass alle materiell wirkenden Geister tieferer Ordnung seien.

Es ist deshalb nicht überraschend, dass gerade diese zwei Ausnahmen leichter in Contact kommen, nämlich die unvollkommenen menschlichen Organisationen, die Medien, und die unvollkommenen Geister, die *earth-bound-spirits*. Während die ersteren eine geringere phänomenale Befangenheit, ein zweites, wenn auch unvollkommenes Wahrnehmungsvermögen haben, sind die anderen weit materieller und vom intelligiblen Standpunkte manchmal als Wahnsinnige zu betrachten.

Diejenigen, welche sich über solche Beschäftigung mit uns Menschen wundern, vergessen gänzlich, dass auch wir Fexe aller Art haben, und dass Menschen manchmal für Thiere ein grösseres Interesse zeigen, als für Menschen; ja dass wir Menschen dazu verwenden, um Thiere besonders zu pflegen. Woran nimmt denn der Eigenthümer eines Rennstalles mehr Interesse, an seinem Stallknecht, oder an seinem Derby-Sieger? Hat die

Menschheit nicht schon lebende Schlangen, Ochsen und Elephanten angebetet?

Dass intelligible Wesen an Orten und Menschen ein Interesse nehmen, ist gerade nichts Undenkbares und Ueberraschendes, und die Märchen von schützenden und dienenden Geistern hätten daher nicht nur einen reellen, wenn auch verzerrten Hintergrund, sondern finden sich in der phänomenalen Welt im Verhältnisse vom Menschen zum Thiere abgespiegelt — Ausnahmen sind sie allerdings da und dort!

Es kann nichts Befremdendes in dieser Anschauung liegen, wenn man bedenkt, dass es Menschen gibt, die ihre symbolischen Träume für reell halten, und wie Swedenborg in der That glauben können, sie wären auf den verschiedenen Gestirnen gewesen und hätten richtige Bilder gehabt. Manchmal steckt nun allerdings etwas Richtiges in diesen Bildern, woher es denn kommt, dass man in übereilter Weise den ganzen anderen Rest auch für wahr annimmt. So wie nun die vierdimensionale Natur und Anschauungsweise des Subjectes in dem dreidimensionalen Kopfe herumspuken kann — was Thatsache bei anormalen Naturen ist — e b e n s o k a n n d i e d r e i d i m e n s i o n a l e E r i n n e r u n g i n d e m v i e r d i m e n s i o-

nalen Kopf herumspuken. Die *earth-bound-spirits* hätten die Rolle der Wahnsinnigen in der intelligiblen Welt, falls die Thatsachen wahr sind. Diese aber abzuläugnen, ist geradezu zur Unmöglichkeit geworden.

Wenn Jemand bei bewölktem Himmel auf eine Sternwarte ginge und von den Astronomen verlangte, sie mögen ihm irgend einen Himmelskörper zeigen, so würde man ihn für einen Narren erklären. Wer den Mond oder Jupiter sehen will, muss den Zeitpunkt abwarten, wo er sichtbar ist; wer den Venusdurchgang durch die Sonnenscheibe sehen will, muss zu jener Epoche am Leben sein, wo diese Durchgänge erfolgen. Weit schwieriger ist es in Fällen, wo es sich um organische Wesen handelt; wenn ich in ein Spital ginge, um einen Menschen mit einem Beinfrasse zu sehen, so wäre es leicht möglich, dass ich keinen fände. Die aussergewöhnlichen Erscheinungen, seien es nun Nordlichter oder Meteore, Starrkrämpfe oder Weichselzöpfe, achtfüssige Kälber oder zusammengewachsene Menschen, muss man beobachten, wenn man dazu die Gelegenheit hat; man kann nicht das Verlangen stellen, dass diese Erscheinungen stets und bedingungslos eintreten. Um wie viel schwieriger und seltener sind die Bedingungen, unter welchen Ma-

nifestationen anderer Wesenreihen in unserer dichten Atmosphäre und für unsere so beschränkten Sinneswerkzeuge möglich werden sollen! Und doch will man oder vielmehr wollen die Herren Helmholtz, Virchow u. s. w. experimentiren, wie in einem chemischen Laboratorium, und unter Bedingungen, wie sie ihnen gerade einfallen! Das ist gerade so, als das Verlangen, den Mond zu beobachten bei umwölktem Himmel, oder wenn er in Australien scheint! Es ist das aber auch eine fatale Sache, dass es intelligente Wesen geben soll, welche von einem Helmholtz, Dubois Raymond, Häckel, Vogt u. s. w. keine Notiz bis jetzt genommen — schrecklich, unglaublich, unmöglich!

Der russische Gelehrte, Professor Butlerow, veröffentlicht soeben in den „psychischen Studien" einen Fall, welcher zeigt, wie man sich in ähnlichen Lagen zu benehmen hat. Ein russisches Bauernmädchen, in der Nähe Petersburgs, war der Brennpunkt von allerlei derartigen Ereignissen: Werfen mit Gegenständen, Fliegen von Besen u. s w. Das Mädchen wurde aus dem Dorfe geschafft, worauf Ruhe folgte; die Polizei untersuchte den Fall und nahm Protocolle auf, die Tagesblätter berichteten — Butlerow hingegen suchte das Mädchen auf, hielt mit ihr eine Sitzung, in welcher sie sich

als Medium entpuppte, welches sich nach der Hoffnung Butlerow's gut entwickeln dürfte.

Der Ort spielt bei diesen Erscheinungen sehr oft eine Rolle. Was soll man daraus schliessen?

An der Ehrenhaftigkeit des Baron Güldenstubbe ist wohl nicht zu zweifeln; die Thatsachen sind auch so einfach, dass selbst ein weniger intelligenter Mensch, als Güldenstubbe, nicht irre geführt werden könnte. Auch hat an den Experimenten fast die ganze Gesellschaft von Paris theilgenommen. Ist aber nur ein Theil seiner Berichte unangreifbar, so könnte nicht geläugnet werden, dass die Orte, wo wir im Leben geweilt, uns für immer näher stehen, wenn die Identität der Personen zu constatiren wäre; doch wäre selbst diese Vorliebe gerade nicht so unbegreiflich.

Ich hatte vier Jahre in Prag studirt und war volle 30 Jahre nicht dort, das heisst, nicht im Weichbilde der Stadt. Die lebende Generation fliegt auf den Schienen durch ganze Länder und an Städten vorüber, ohne etwas Anderes zu sehen, als das monotone Bild der Bahnhöfe. Ich that dies auch, doch machte ich einmal Halt, lediglich um alle Orte zu besuchen, wo ich meine Jünglingsjahre zubrachte.

Mit welchen Hoffnungen trat ich damals nicht ins Leben, welche Dinge machten mir damals nicht

Vergnügen — alles das ist verschwunden; die ganze Vergangenheit stand wie ein Traum vor mir, als ob es sich um jemand ganz Anderen handeln würde, als um mich; und doch überkam mich ein eigenthümliches Gefühl, wenn ich das Thor betrachtete, wo ich mit meinen Kameraden ein und ausging, oder wo ein liebes Mädchen wohnte! Die Erinnerung an die Verdunklungen des heiteren Himmels meiner Jugend — denn deren gab es schon damals — machten einen doppelten Eindruck auf mich; theils lächelte ich über meinen damaligen Kummer, theils freute ich mich, dass ich Prüfungen so tapfer überstand u. s. w.

Wie ist es denn nun, wenn wir das Zeitliche segnen, den Zellenfrack ausziehen? Sollten die Orte, wo wir einst litten oder schwärmten, wo liebe Wesen weilten, unser ganzes Interesse verloren haben? Wie schwer trennt sich nicht der Mensch von einem lieb gewordenen Orte! Ich habe in meinem Leben 4 solche böse Versetzungen gehabt! ich kann darüber etwas erzählen!

Wenn man bedenkt, wie schwer es uns oft fällt, irgend einen sehenswürdigen Ort zu erreichen, wie abhängig wir von Zeit, Raum und Geldmitteln sind, und dass wir diese Opfer in der Regel doch bringen, so liegt es auf der Hand, dass

ein intelligibles Wesen mit Hilfe seines Hellsehens und seiner Allgegenwart, die fast nur von dessen Willen abhängen, Alles, was ihm lieb und theuer geworden, gleichsam umschwebt, oder doch in einer Art telegraphischer Verbindung steht.

Meine Leser haben wohl auch Reisen gemacht, und werde ich daher nicht nothwendig haben, ihnen eine Schilderung von den verschiedenen Eindrücken zu machen, welche ich in der alten Residenz der Kalifen, in der Akropolis zu Athen, im Dogenpalaste zu Venedig, am Luzerner See, im Frankfurter Rathhause und in dem alten Versailles empfand. Welchen Eindruck mag ein intelligibles Wesen nicht haben? Allerdings wird man einwenden, dass ich die Geschichte dieser Orte kenne, und sie darum einen derartigen Eindruck auf mich machen; auch könne ich die Inschriften lesen u. s. w.

Ist die Geschichte einem intelligiblen Wesen etwa unbekannt oder vielmehr nicht besser bekannt? Hat ein intelligibles Wesen nichts zu lesen an einem solchen Orte? Stehen ihm nicht ganz andere Buchstaben und Cicerone zur Verfügung? Könnte unsere etwaige Unkenntniss davon einen zureichenden Grund abgeben, so etwas als nicht existirend zu bezeichnen?

Was hätten vor 1000 Jahren die Menschen wohl gesagt, wenn man behauptet hätte, dass sich im Wege der Photographie ein Ereigniss für ewige Zeiten fixiren liesse? Dass man aus Alexandrien in Secunden eine Mittheilung in London erhalten werde? Dass man mit Leichtigkeit eine Stadt in die Luft sprengen könnte, ja selbst (durch ein Uhrwerk) in einer zukünftigen Zeit? Man wäre ausgelacht worden. Dass eine solché Photographie der Ereignisse in irgend einer Weise stattfinde, daran haben die alten Mystiker wohl nicht gezweifelt, weil sie erfahrungsmässig wussten, dass es selbst Menschen gibt, die feinfühlig genug sind, um von solchen Orten oder Dingen impressionirt zu werwerden.

Schopenhauer führt selbst zahlreiche Daten an (Parerga I. 306) und meint, dass ein hiezu Prädisponirter, der nach meiner Definition von geringer phänomenaler Befangenheit ist, durch das blosse von Mauern eingeschlossene Locale, wo Einer unter grosser Angst oder Verzweiflung einen gewaltsamen Tod erlitt, schon zu einer nach rückwärts gekehrten Deuteroskopie befähigt werden könnte. Agrippa spricht es geradezu aus, dass alle Ereignisse in der Luft fixirt werden, und dass auf diesem Wege selbst Fernwirkungen erzielt werden

könnten (siehe III. Band der Vorurtheile). Die Alten waren nicht so albern, wie die Modernen, Thatsachen zu leugnen und fallen zu lassen, lediglich, weil sie sich selbe nicht erklären konnten.

Woher kommt es denn, dass wir Orte und selbst Gegenstände gewaltiger oder geliebter Erscheinungen mit solcher Pietät in Ehren halten? Wie oft erging ein weiblicher Schöngeist sich in materialistischer Weltanschauung, und an seinem Halse oder Arme hing ein Amulet!

Wenn man also das intelligible Schauen eines Wahrträumers, die Symptome, welche manchmal unmittelbar nach dem Tode eines Individuums erfolgen, und die Experimente der Spiritisten abrechnet (welche letztere nicht nur die Existenz einer intelligiblen Welt nachweisen, sondern durch Analogie der Organe und Sprache selbst die Identität mit uns), so wäre der ganze Rest von Thatsachen auf unvollkommene, von einem Wahne befangene Wesen zu setzen, welche in uns eher Mitleid, als Furcht erregen sollten. Wer immer in die Lage versetzt werden sollte, solche aussergewöhnliche Erscheinungen beobachten zu können, möge daher auf den Spuk eingehen, und wo möglich mit einem solchen Medium, das geringere phänomenale Befangenheit

hat oder einer Somnambule in der wohlwollendsten Absicht, die Sache untersuchen.

Solche Wesen machen, wenn sie können, nach Aussage der Augenzeugen, gern eine Kundgebung, und hat die Erfahrung bis jetzt immer gezeigt, dass entweder irgend ein gut zu machendes Unrecht, oft auch ein reiner Wahn, wie z. B. Begräbnisswechsel u. s. w., das angebliche Motiv waren, und wenn man darauf einging, so hörte die Beunruhigung auf.

Man erfüllt die Launen eines Kranken, um ihn zu beruhigen, und wir haben in einem in unser Leben hineinragenden intelligiblen Wesen nichts Anderes zu suchen, als einen Kranken, einen Wahnsinnigen, der nur alten Weibern, aber keinen wirklichen Männern imponirt.

Alle diese Spukgeschichten sind in der Regel entweder erlogen oder missverstanden. Doch ist, insoweit diese Aufklärung nicht zureicht, die Möglichkeit einer mechanischen Wirkung Abgeschiedener durchaus keine Unmöglichkeit — wird sie doch auch bei Sitzungen beobachtet. Doch ist das keine Rückkehr der Todten, sondern ganz gewiss das Treiben eines noch nicht ganz Abgeschiedenen, die Transmutation noch nicht vollkommen vollbracht Habenden. Die letzte Bedin-

gung ist nothwendig, wenn ein solches Wesen überhaupt einwirken können soll, während das Motiv oft einer Geistesstörung bei uns gleich zu setzen wäre. Thatsache ist, dass die allgemeine Meinung die wenigen constatirten Fälle solcher Ereignisse immer auf Missethäter und Selbstmörder schiebt.

Als Peregrinus sich freiwillig in die Flammen stürzte, so behaupteten schon damals seine Zeitgenossen, dass es dort umgehe, dass eine wahrsagende Statue sich an der Stelle befunden u. s. w. Dieser Glaube hat sich bis in die neueste Zeit erhalten, indem man dem Orte, ja selbst den Haaren, Kleidern und dem Stricke eines erhenkten Selbstmörders mystische Eigenschaften irgend welcher Art zuschrieb und zuschreibt; ganz unlogisch ist dieser Wahn nicht! Denn was ist ein Selbstmörder? Offenbar ein Mensch, welcher den Process der natürlichen Entwickelung unterbricht, also unreif in die andere Daseinsform übergeht; wäre es da zu wundern, wenn sich Symptome dieser Unreife zeigen? Ist es da nicht ganz logisch, wenn man einen auf diese Weise Dahingeschiedenen für fähiger hält, sich im dreidimensionalen, dicht angefüllten Raume herum zu treiben? So wie es keine falschen Banknoten geben würde, wenn echte nicht vorhanden wären, ebenso wäre dieser in den

meisten Fällen unmotivirte Aberglaube nicht erstanden, wenn ihm nicht auch irgend welche wahre Daten das Leben gegeben hätten! Nach Lukian's Zeugniss hatten die Alten die Meinung, dass nur durch gewaltsamen Tod Verschiedene erscheinen könnten; ein Beweis, dass in diesen Fällen die Spukgeschichten häufiger waren.

Jean Paul sagt in seinem Aufsatze „Ueber den Tod nach dem Tode“:

„Unter allen Erscheinungen sind die von eben Verstorbenen oder von Sterbenden am schwersten abzuleugnen. Der Todte der Stunde trägt gleichsam noch Erdenstaub genug an sich, um damit noch einmal im Sonnenstrahle des Lebens vor einem geliebten Auge zu spielen.“ Vorausgesetzt, dass dieses sensibel genug ist! Er fügt hinzu, dass negative Erfahrungen in dieser Beziehung nichts entscheiden können, weil sie eben keine Erfahrungen sind, und schliesst mit den treffenden Worten: „Mich besticht jeder Gebildete, der Geistererscheinungen glaubt, weil er mich an die religiöse deutsche Zeit erinnert, wo man sie eben so fest glaubte, als aushielt.“ Von dieser Anschauung ist nur ein Schritt zu jener Plato's, der annahm, dass eine dem Sinnlichen zugewandte Natur durch längere Zeit etwas Erdenstaub an sich habe, daher

leichter wahrnehmbar und wirkend sei. Dass aber derartige Wesen, zumal wenn sie nicht nur thierisch, sondern unmoralisch waren, noch einen guten Theil menschlichen Denkens mit hinübernehmen, und aus dem menschlichen Bewusstsein nicht recht erwachen, sondern sich wie Betrunkene oder Wahnsinnige äussern — kann dann immerhin vorkommen. Diese aber sind nicht zurückgekehrt, sondern sind noch nicht fort!

Der Vollständigkeit halber will ich noch einer Rückkehr kurz erwähnen, deren Realität am meisten (von den europäischen Wissenschaftlern) angefeindet wird, welche aber nicht hierher gehört, und das ist die Rückkehr in den biologischen Process. Diese ist eine Rückkehr, aber nicht der Todten, sondern der Lebenden, denn es gibt nur einen Tod, den einer bestimmten Organisationsform. Es stirbt nur das Phantom unseres Gehirns, nicht aber das in uns wirkende und denkende Subject, welches sich als Spectrum zu zeigen in der Regel weder die Fähigkeit noch den Willen hat!

Man wird es gerade nicht als unsinnig bezeichnen können, wenn man annimmt, dass jene Wesen, welche in der Entwickelung nach irgend einer Richtung zurückgeblieben sind, sich dem Entwickelungsprocesse so lange unterziehen werden

oder müssen, bis das erreicht ist, was sie befähigt, dem Planetenleben und selbst dessen Nähe Lebewohl zu sagen. Das wäre noch die beste Bezeichnung als Rückkehr der Dagewesenen in's fleischliche Zellenleben, während alles Andere als die Spuren eines noch nicht Abgeschiedenen bezeichnet werden müsste.

Diese Art Rückkehr in den biologischen Process, also in die Darstellung aus lebenden Zellen, ist höchst wahrscheinlich durch den Umstand geworden, dass die Keimesgeschichte eine Recapitulation der Stammesgeschichte ist; sie löst die morphologischen Räthsel der Biologie, und ist das aussersinnliche Schauen einzelner Menschen ein weiterer schwerwiegender Beweis, dass unsere Wahrnehmung durch die Sinne nur eine beschränkende Modification einer ganz anderen Art von Wahrnehmung ist. Dasjenige nun, was man so ganz allgemein als Rückkehr der Todten bezeichnet, wäre nur eine Krönung des ganzen Gebäudes, indem in seltenen Fällen das darstellende Subject auch ohne Zellen auf irgend eine Weise direct oder indirect für uns wahrnehmbar würde. Man hat also sehr Unrecht, dieses Hineinragen der ansonst nur intelligiblen, nicht sinnlichen Welt in die phänomenale zu perhorresciren, denn es lässt sich

daraus nur lernen. Man hat jedoch die seltenen Fälle genau zu prüfen, weil à priori gegen deren Zulässigkeit nichts vorgebracht werden kann.

Aussergewöhnliche Zeichen und Gesichte aus Anlass eines dahinscheidenden liebenden und geliebten Wesens sind sehr häufig, weil das Motiv und die grössere Dichtigkeit gegeben sind, besonders wenn unter den Zurückgebliebenen Individuen von geringerer phänomenaler Befangenheit sich befinden. Das, was man so eine echte dauernde Spukgeschichte nennt, muss hingegen sehr selten vorkommen, weil Motiv und grössere Dichtigkeit in der Regel fehlen. Doch angenommen selbst, es würde auf dem Erdenballe wöchentlich ein Fall vorkommen, und selbst 10 Augenzeugen haben — welche beide Ziffern gewiss zu hoch gegriffen sind — so könnten jährlich nur 500 Menschen, also etwa der dreimillionste Theil der Menschheit, die Erfahrung machen; dass die gelehrten Herren so etwas nicht erleben, nimmt sie Wunder, dass sie aber vom Blitze nicht erschlagen werden, wundert sie nicht, und doch werden vom Blitze jährlich weit mehr erschlagen!

VII.

Die Zweideutigkeit des Pessimismus.

Es wird kaum mit einem Begriffe ein grösserer und leider verderblicherer Missbrauch getrieben, als mit dem des Pessimismus. Dieser Ausdruck ist neu und erst seit Schopenhauer eingeführt; Kant gebrauchte ihn nicht, obschon Hartmann diesen als Vater des Pessimismus hinstellen möchte, was aber nicht angeht.

Pessimismus heisst die Ansicht, dass die bestehende Welt einen Ueberschuss des Uebels über die Lustempfindungen in sich berge, dass sie ein unvernünftiger Act sei und daher besser nicht wäre. Da aber der Ausdruck „Welt“ ein so umfassender ist, dass er über die uns bekannte Daseinsform dieses Planeten weit hinausgehen kann und auch wirklich hinausgeht, so ist eine so allgemeine Definition nur geeignet, Verwirrung und Missbrauch zu stiften;

namentlich hat Hartmann in seiner neuesten Schrift „Zur Geschichte und Begründung des Pessimismus“ einen ausgiebigen, schwer zu rechtfertigenden Gebrauch von dieser Zweideutigkeit gemacht.

Nimmt man die Welt in dem eingeschränkten Sinne des Erdenlebens, dann allerdings wäre man berechtigt, Zweifel zu hegen, ob das Bilanz-Geschäft an Lust und Unlust nicht passiv sei; doch selbst das hat seine Bedenken. Es gibt privilegirte Existenzen, die einen grossen Ueberschuss an Lust haben, bei welchen selbst der Tod, dessen Vorspiele in der Regel nicht angenehm sind, in auffallend milder Weise herantritt. Mit Recht entsteht die Frage, ob nicht mit der Zeit Zustände gedacht werden könnten, in welchen nicht nur Einzelne, sondern die Majorität der Menschen einen Ueberschuss aufzuweisen haben werde? Warum sollen wir über Krankheit und physischen Schmerz, über Nahrungssorgen und sonstige Misèren nicht triumphiren können? Der Einwurf, dass unsere Freuden Illusionen seien, hat hier keine Macht, denn es sind glückliche Illusionen gegen unglückliche Illusionen abzuwägen.

Wir müssen unsere Incompetenz eingestehen, den Pessimismus des Erdenlebens als permanent

zu erklären; nichtsdestoweniger gebe ich das irdische Leben dem Pessimismus ohne weiters Preis.

Die Unlustempfindungen müssen die Lustempfindungen weit überragen, so wie man die Majorität der Menschheit in's Auge fasst; noch ungünstiger muss sich das gestalten, sobald man über die Gegenwart hinaus die Vergangenheit mit einbezieht — und das muss man, wenn es sich um das Princip handelt. Die furchtbare Existenz unserer Voreltern kann durch eine Zeit möglicher Lustüberschüsse kommender Generationen um so weniger aufgehoben werden, als im Wege der Abkühlung und Austrocknung des Planeten der menschlichen Existenz immer mehr Grenzen gezogen werden. Eine Bilanz zu ziehen, wird also sehr schwer, doch wären die Optimisten um so berechtigter, auf einen möglichen Ausgleich der Bilanz hinzuweisen, als die Pessimisten par excellence doch einen Evolutions-Optimismus zugeben, d. h. eingestehen, dass es immer besser wird; sie haben daher auch kein Recht, dem Optimismus Grenzen zu setzen.

Ganz anders gestaltet sich die Sache, wenn man der Welt eine grössere Ausdehnung gibt, als der Horizont unserer Erfahrung reicht; da fehlen uns alle Daten, von einem Welt-Pessimismus zu

sprechen, wir können höchstens den Erd-Pessimismus behaupten; denn sollte es auch einmal besser werden, so ist in Rücksicht des bisherigen Jammers und der Endlichkeit des planetarischen Lebens das irdische Dasein doch im grossen Ganzen kein glückliches zu nennen. Es hilft auch nichts, die Erscheinungswelt überhaupt pessimistisch auffassen zu wollen, weil wir von dem Zustande einer uns unbekannten Erscheinungsform doch nichts Entscheidendes wissen können; dass die pessimistische Seite unserer Existenz nur durch die Zellen bedingt ist, welche Triebe in uns legen, uns Sorgen verschaffen und zu Krankheit und Tod verurtheilen, habe ich im dritten Bande der Vorurtheile nachgewiesen.

Als Pessimist kann also offenbar nur derjenige aufgefasst werden, für welchen das Leben in einem Organismus aus Zellen das Alpha und Omega der Existenz ist; die Anhänger der materialistischen Anschauung und der Philosophien Schopenhauer's und Hartmann's sind Pessimisten, denn die Ersteren kennen nur das irdische Dasein und die beiden Anderen bieten der Menscheit über dieses hinaus einen Zustand, der sich von dem materialistischen Nichts gar nicht unterscheidet; ob ich mich in chemische Bestand-

theile oder ein „Unbewusstes“ auflöse, ist ganz gleichgiltig. Nur dort, wo alle Brücken für einen transscendentalen Optimismus abgetragen sind, kann von Welt-Pessimismus die Rede sein. Es ist daher nicht erlaubt, Kant als den Vater des Pessimismus zu bezeichnen. Hartmann würde keinen Augenblick anstehen, mich einen Optimisten zu nennen, und doch gebe ich das menschliche Leben dem Pessimismus preis; ebenso kann man Kant nicht als Pessimisten bezeichnen, weil er das Erdenleben ebenfalls pessimistisch auffasst.

Hartmann sagt Seite 61: „Der lebhafte Protest Kant's gegen das Nirwana der Tibetaner und Mystiker stammt bei ihm nur daher, dass er sich auch nicht auf einen Augenblick von seinem christlichen Vorurtheil der Fortdauer des bewussten Individual-Geistes losmachen kann.“ Kant kann sich also von diesem Vorurtheile nicht losmachen! Es ist nur sonderbar, dass gerade in dieser Beziehung — wie in so vielen anderen — die Richtigkeit der Kant'schen Gedanken sich bewahrheitet hat. Nach Hartmann's eigenem Geständnisse wurde Kant erst in der zweiten Hälfte seines Lebens Pessimist für das irdische Dasein; Welt-Pessimist war er nie, und ist es gerade ein Vorzug, wenn er im 73. Lebens-

jahre auf der optimistischen Weltanschauung stehen bleibt; es wird der Einwurf der Altersschwäche diesbezüglich ganz wirkungslos. Es handelt sich da nicht um schwierige Probleme, wie etwa seine transscendentale Aesthetik deren behandelt, sondern um die praktische Anschauung von Werth und Zweck des Lebens, welche einem Greise weit durchsichtiger sind, als einem Manne im Alter Hartmann's, wenn dieser Greis auch kein Kant wäre!

Wie dem immer sei, wer in der irdischen einmaligen Existenz keinen Abschluss auf ewig sieht, hat weder das Recht, zu Gunsten des Pessimismus ein Urtheil zu fällen, noch weniger aber kann er von Anderen als Pessimist bezeichnet werden — es sei denn, dass man sich immer eine kleine Verwechslung erlaubt und einmal als Erd-, ein anderes Mal als Welt-Pessimist auftritt; was aber gut auseinander gehalten werden muss.

Hartmann fragt Seite 63: „Wie muss der absolute Grund der Welt gedacht werden, wenn er ohne Widerspruch mit sich selbst zur Setzung einer solchen Welt gelangt sein soll?“ Da nun Hartmann diese Welt als eine niederträchtige selbst bezeichnet, so macht er vor Allem seinem „Grund der Welt“ kein Compliment, und ist es für sein „Unbewusstes“ sehr traurig, der einzig mögliche

Gott für diese Welt zu sein. Er fügt nun obigen Worten hinzu: „Zu dieser natürlichen (!) Problemstellung ist Kant nur darum nicht gelangt, weil er sich vom christlichen Gottesbegriffe nicht losmachen konnte, ebenso wie er die Bestimmung des absoluten Zweckes der universellen Weltentwickelung nur deshalb verfehlte, weil er den christlichen Glauben an eine bewusste Fortdauer des Individuums nicht abzustreifen vermochte!“

Sollte man diesen Satz nicht vielleicht umkehren können und behaupten, dass Hartmann, eben weil er den Glauben an die individuelle Fortdauer abstreifte, zu einer so unnatürlichen Problemstellung gelangen konnte? Der Planet ist nicht die Welt, und das menschliche Dasein noch nicht das letzte Wort in der Weltentwickelung. Wenn die alten Propheten glauben konnten, im unmittelbaren Verkehre mit dem Schöpfer und Erhalter der Welt stehen zu können, so ist das genau dasselbe, als wenn man der menschlichen Existenz das „Unbewusste“ unmittelbar unterlegt. Es ist nur eine andere Art Gott, in beiden Fällen aber ist es die gleiche Ueberschätzung der menschlichen Bedeutung.

Der Glaube an eine individuelle Fortdauer muss durchaus nicht die Folge der Nicht-Emanci-

pation vom christlichen Glauben sein. Ich war verurtheilt, durch 12 Jahre Religion zu studiren, und durch 10 Jahre täglich in die Kirche und einige Male des Jahres beichten zu gehen; das hatte gleich in dem zarten Knabenalter genügt, Alles abzustreifen, was Glaube an kirchliche Satzungen heisst. Von einem diesbezüglichen Vorurtheile konnte bei mir wenigstens nicht die Rede sein, denn ich hatte den Werth meiner Herren Katecheten durchblickend und die Kirchengeschichte mit ihren Lastern, Foltern und Scheiterhaufen vor Augen — eine Art Hass und Ekel für alles Dogmatische; es ist aber auch keine Kleinigkeit, einen Menschen so zu peinigen, wie uns in der sogenannten vormärzlichen Zeit die Herren Katecheten behandelten! Und doch habe ich in einem gewissen Sinne zu dem Glauben an die Lehren Christi und an eine persönliche Fortdauer zurückkehren müssen.

Kant war nach dem Zeugnisse Hartmann's selbst gewiss kein Welt-Pessimist, um so viel weniger der Vater des Pessimismus; denn, meint Hartmann den Erd-Pessimismus, so gebührt die Vaterschaft einem Buddha und Christus, ja selbst noch früher einigen Chinesen, deren Namen mir entfallen, oder die ich vielmehr zu verwechseln

fürchte; denn ich muss gestehen, dass mein Gedächtniss den chinesischen Namen widerstrebt.

Uebergehend auf den Pessimismus selbst, so wird er von Hartmann als eine Nothwendigkeit auch aus dem Grunde aufgestellt, weil er das Gegenstück zur Glückseligkeitslehre ist, welches Ringen nach Glückseligkeit der Sittlichkeit abträglich sei. Eine moralische Handlung ist nach Hartmann nur diejenige, welche ohne Rücksicht auf Entgelt gethan wird. Eine Ethik sei überhaupt nur im Pessimismus möglich und denkbar.

Es kann ohne weiters zugestanden werden, dass eine Handlung, deren Motiv Entlohnung in irgend einer Form ist, nicht als werthvoll gelten kann; nichtsdestoweniger kränkelt die Argumentation Hartmann's, und macht seine ganze Brochure auf mich den Eindruck eines verzweifelten Kampfes auf unhaltbarer Position.

Es kann ohne weiters zugestanden werden, dass das irdische Leben ein Jammerthal sei, es kann weiters zugestanden werden, dass eine moralische That dort nicht stattfindet, wo die Aussicht auf Entlohnung, sei es im phänomenalen oder transscendenten Gebiete, das Motiv war.

In erster Linie muss aber angeführt und constatirt werden, dass die meisten moralischen Thaten, ob

nun aus Mitleid, Begeisterung oder Gewohnheit, ohne Reflexion und spontan erfolgen, und wohl Niemand in einem solchen Augenblicke die Entlohnung im Auge hat. Zweitens ist zu bemerken, dass der Pessimist so gut seine Entlohnung sucht, wie der Optimist, so wie er zu reflectiren beginnt, und es ist da ganz gleichgiltig, ob er im Nirwana, in den Armen der Houris, im Schoosse Abrahams oder in der Contemplation der Gottheit u. s. w. seine Entschädigung sucht; der Unterschied mag nur in dem grösseren Reize, also dem Motive für sein Thun und Lassen liegen. Himmel ist Himmel; auch der negative Himmel kann als Befreiung vom Uebel einen Reiz haben; siehe die Statistik der Selbstmorde. Der Himmel Hartmann's ist allerdings der denkbar langweiligste, aber immer noch besser, als die Existenz der Majorität der Menschheit.

Nun aber kommt die Hauptsache; mir ist es gar nicht darum zu thun, ob Hartmann oder irgend Jemand, mich mit eingeschlossen, eine meiner Handlungen für moralisch erklären, sondern es handelt sich bei mir nur darum, ob die in dem Glauben und den Ansichten der Menschen gangbaren Motive zureichend sind, die Menschen im grossen Ganzen so handeln zu lassen, dass Wohlwollen und Cultur über Hass, Druck und Leiden-

schaft die Oberhand bekommen. Mir liegt daran, dass das Wohl aller gefördert werde, und frage ich den Teufel darnach, ob meine Handlungen moralisch sind oder nicht; wohlwollend und heilbringend sollen sie sein, der Rest ergibt sich dann von selbst. Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, das kann genügen. Wenn ich nach Amerika reisen will, so werde ich trachten, mir die Reise so viel als möglich zu erleichtern, und werde ich alle Bravour bei Seite setzen, sie mir zu erschweren und verdienstlicher zu machen. Ich bestreite gewiss nicht, dass „die Uebel die Kräfte der Seele stählen und steigern“, aber es muss sich dann um höhere Zwecke handeln, als die Rückkehr in's Unbewusste, und werde ich gewiss nicht zur Vermehrung des Uebels beitragen, lediglich um der Seele Gelegenheit für Bravour zu bieten.

Hartmann gibt sich übrigens einer Selbsttäuschung hin, wenn er glaubt, dass seine Ethik keinen Himmel habe, sie hat ihn. Nur ist er ein negativer, schlechter, langweiliger Himmel, der die Menschen nicht verlocken wird, ihn bald zu erreichen; es steht daher mit der Entwickelung der Menschheit weit besser, wenn die Menschen an die Ewigkeit ihrer Tugenden und Laster, also an die Folgen ihrer Handlungen glauben, als wenn sie

von der unrettbar pessimistischen Erdenwelt ihren Blick nur in ein unbewusstes Nichts lenken können. Es ist darum eine Wahrheit, dass die Ethik Hartmann's nichts taugt, nicht darum, „weil sie die Ethik des Pessimismus" ist, sondern weil sie ein schwaches Motiv hat. Es dreht sich da um keinen „besagten Hammel", sondern nur um die Frage, ob die Aufopferung eines Menschen für seinen Nächsten oder das Allgemeine wahrscheinlicher ist, wenn er an den Welt-Pessimismus und den unbewussten Gott glaubt, oder wenn er sich als den Schöpfer seines eigenen Geschickes betrachtet, und seinen Handlungen ewige Consequenzen zuschreibt. Die Anforderungen, die man an eine Ethik zu stellen berechtigt ist, bestehen nicht nur in einer wirklichen Moral, sondern auch in den zureichenden Motiven. Es wird gewiss Niemand bestreiten, dass die Tapferkeit vor dem Feinde des Vaterlandes noch verdienstlicher würde, wenn die Tapferen statt belohnt, bestraft würden; doch glaube ich nicht, dass diese Art und Weise, die Tugend zu prüfen, für den eigentlichen Zweck erspriesslich wäre und von Hartmann anempfohlen würde.

Den Werth eines solchen Motives, wie die Ewigkeit unserer Existenz und deren Beschaffenheit,

darf man nicht unterschätzen; Hartmann selbst findet, dass der Mensch aus dem Ringen für seine Glückseligkeit die nothwendige Energie schöpft, ferner dass die Selbstliebe ihren teleologischen Werth habe u. s. w.

Kant hat die Harmonie von Sittlichkeit und Glückseligkeit als ein Postulat der praktischen Vernunft hingestellt. Das nun bekämpft Hartmann mit dem Satze: es sei nicht wahr, und zwar darum nicht wahr, weil es ausserhalb der phänomenalen Welt, also ausserhalb der Formen des Raumes, der Zeit und der Materialität keine Möglichkeit des Handelns, also auch der Sittlichkeit geben könne!

Sind durch Beseitigung der menschlichen Formen von Raum und Zeit, und durch Beseitigung der menschlichen Begriffe von Materialität, der Raum, die Zeitlichkeit und das Handeln beseitigt?

Wodurch kann man denn begründen, dass es in einer intelligiblen Welt oder dem „Unbewussten" nichts gebe, was unserer Zeit, unserem Raume irgend wie entspreche? Der Mensch ist das Mass aller Dinge, ganz gewiss der Zeit und des Raumes, aber er ist nur das Mass, und nicht der Raum und die Zeit selbst!

Damit ein Ausgleich zwischen Glückseligkeit und Sittlichkeit stattfinde, bedarf es nicht eines doppelten Subjectes, wie Hartmann meint, im Gegentheil, es muss gerade ein und dasselbe Subject sein; wohl aber kann das Bild im menschlichen Bewusstsein eben ein Bild dieses Subjectes sein, und stehen wir nur vor der Duplicität des Originals und des Spiegelbildes. Es ist jedenfalls sonderbar, wenn Hartmann der intelligiblen Welt die Bedingungen abspricht, den Ausgleich zu treffen, wo er sie weder kennt, noch deren mögliche Existenz à priori zurückweisen kann. Allerdings ist das „Unbewusste“ ein eigenthümlicher Himmel, in welchem nach Hartmann's eigenem Geständnisse das Bewusstsein etwas Schreckliches wäre; das Bewusstwerden dieses Zustandes nennt er eine geradezu empörende Vorstellung.

Der Weltpessimismus ist aber nicht nur vom ethischen Standpunkte aus verwerflich, sondern er ist (wohlgemerkt als Welt-Pessimismus!) geradezu empörend.

Ist die Welt als Ganzes ein Ueberschuss von Leiden und Unlust, so kann gegen den weiteren Schluss nichts eingewendet werden, dass es besser wäre, sie bestünde nicht. Der praktische Zweck unseres Lebens wäre dann das Programm, sie auf-

zuheben; das können wir aber in gar keiner Weise. Ich kann die ganze Thier- und Menschenwelt zur Enthaltsamkeit im Geschlechtstriebe oder zum Massenmorde nicht veranlassen; ich kann den Planeten nicht in die Luft sprengen, wenigstens nicht der Art, dass ein Wiedererwachen eines organischen Lebens unmöglich würde, und würde das überdies gar nichts nützen; denn wenn eine ganze Generation der Menschheit mit der Fabrication von Dynamit sich beschäftigte, um an einem gegebenen Tage Alles in die Luft zu sprengen, so würde das nicht ausreichen, weil das organische Leben wieder beginnen würde. Die Welt in weiterer Consequenz als einen unvernünftigen Act der Welt psyche aufzufassen, die nach erreichter höchster Evolution sich wieder schlafen legt — darüber wollen wir weiter nicht sprechen. Es sind das eben Consequenzen, würdig des Princips, von dem ausgegangen wurde.

Jeder Schritt, den Schopenhauer über den Satz: „Die Welt ist meine Vorstellung“ hinausgethan, wurde seiner Philosophie verhängnissvoll, weil der zweite Theil „Die Welt ist mein Wille“, ein verunglückter Versuch war, die metaphysische Seite der Welt zu entschleiern. Ebenso ist Alles, was über den Satz: „Der Schwerpunkt unseres

Daseins liegt in dem Unbewussten“ hinausgeht, für die Philosophie Hartmann's verhängnissvoll, weil der Versuch, das Unbewusste als die unmittelbare metaphysische Unterlage der Erscheinungswelt aufzuzeigen, ebenfalls misslingen muss. Nur Kant hatte Recht, wenn er sagte, wir können vom „Ding an sich“ nichts wissen; denn wenn es uns auch gelingt, etwas hinter die menschliche Erscheinung zu schauen, so ist das noch lange nicht das „Ding an sich.“ Bei so schwankender metaphysischer Unterlage muss auch jede Ethik, die von dieser Seite heranrückt, schwankend sein; Hartmann thut darum seinen Kritikern Unrecht, wenn er ihnen zumuthet, dass sie den Pessimismus bar jeder Ethik halten; er hat seine Ethik, gewiss, aber sie taugt nichts!

Die gute Seite des irdischen Pessimismus besteht darin, dass die Erkenntniss der Passivität unseres Daseins in Zellen uns stählt, tapfer gegen die Leiden und resignirt macht, dass wir uns höhere Zwecke setzen, als nur irdisches Wohlbefinden, da letzteres doch mehr oder weniger zur Illusion wird. Was Hartmann über das Leiden sagt, ist schön und richtig; das Leiden hat Werth und Zweck. Wie man aber den Pessimismus in eine unbekannte Welt hinüber trägt, so verliert man den Boden unter den Füssen, und überdies die Welt

jeden vernünftigen Gedanken und Zweck, ja noch mehr, die Unvernunft wird auf den Thron der Gottheit gesetzt!

Der Erd-Pessimismus ist eine Wahrheit, der Welt-Pessimismus ist eine ungerechtfertigte und unvernünftige Hypothese.

VIII.

Die Unzulänglichkeit des Pantheismus.

Schopenhauer glaubte, der Pantheismus sei eine anständige Art, den Theismus zu beseitigen und nannte ihn daher einen „höflichen Atheismus“; wie würde er sich wundern, dass die Theologen Deutschlands in dem Pantheismus die letzte Zuflucht suchen, um den Theismus überhaupt noch zu halten!

Schopenhauer meint, man muss offenbar von einem Gotte ausgegangen sein, um den Pantheismus für möglich zu halten, denn sobald man von der Welt ausgehe, kann man zu einem Gott nicht gelangen. Wenn ich sage, Gott ist die Welt, so ist das die Erklärung einer unbekannten Sache (Gott) durch eine bekanntere (die Welt); sage ich aber, die Welt ist Gott, so ist das ignotum per ignotius — das Unbekannte durch ein Unbekannteres — erklärt — da weiss man gar nichts! Er nennt den

Uebergang vom Theismus zum Pantheismus geradezu absurd, also für weit unbegreiflicher, als den Theismus selbst. Betrachten wir diesen zuerst im Allgemeinen, bevor wir an die Frage der Persönlichkeit oder Unpersönlichkeit Gottes herantreten.

Kant hat unsere Unzulänglichkeit, Beweise für oder gegen das Dasein Gottes vorzubringen, schon vor hundert Jahren behauptet und begründet, und ist es geradezu unbegreiflich, dass vernünftige, verständige und unterrichtete Menschen, wie die protestantischen Theologen und die sie bekämpfenden Philosophen sich mit dem Gottesbegriffe, der Dreieinigkeit, der Immanenz Gottes, der Göttlichkeit und Erlösung Christi überhaupt noch plagen und so leeres Stroh dreschen können, wo doch nur etwas ruhige Ueberlegung unsere totale Unfähigkeit zu solchen Speculationen darlegt. Jedenfalls ist es ein Beweis, dass die katholische Kirche früher zur Emancipation führt und selbst consequenter handelt, als die protestantische, welche durch das vergebliche Bestreben Vernunft in den Syllabus der Dogmen zu bringen, wie selbe nun einmal auf uns gekommen sind, nur zur Zersetzung des Christenthums beiträgt, das von Hartmann den Theologen neuestens verschriebene Recept des Pantheismus wird da wenig helfen.

Denkt man sich einen persönlichen oder unpersönlichen Gott, welcher die Welt schafft und sich weiter um sie nicht bekümmert, weil er über den Schöpfungsact nicht hinausreicht, so ist er nicht nur überflüssig, sondern es hört jeder vernünftige Grund auf, sich mit ihm weiter zu befassen; auch stellt dieser Glaube, ohne irgend etwas zu erklären oder zu nützen, grössere Anforderungen, als der der Materialisten, wenn sie die Welt einfach als seit jeher bestehend und sich selbst überlassen behaupten. Das Sein ohne Ursache ist nicht schwieriger, als das Werden durch einen Schöpfungsact, welcher Schöpfungsact dann doch ohne Ursache wäre, und von uns ohnehin auf gleiche Weise nicht begriffen werden könnte.

Wollte man sich also mit dem Gedanken über Gott beschäftigen, so dürfte man ihn nicht auf den Schöpfungsact beschränken, sondern es müsste angenommen werden, dass Gott der Erhalter und Lenker der Welt und nicht bloss deren Schöpfer sei. In dieser Form kann man sich ihn wohl nicht anders denken, als entweder persönlich oder unpersönlich, d. h. entweder geht die Gottheit in der Welt auf (etwa auch die Welt in Gott), wie der Schopenhauer'sche „Wille“ oder das Hartmann'sche „Unbewusste“, was also ein unpersönlicher

Gott wäre — oder sie verschwindet nicht in der Welt, und wird zum Jehova der Juden und Christen, also zu einer Gottheit, die in irgend einer uns unfasslichen Weise denkt und fühlt. Das wäre nun allerdings für Manchen vielleicht beruhigend, für Alle sehr interessant, einen über jede menschlichen Begriffe erhabenen weisen, mächtigen und wohlwollenden Monarchen im Hintergrunde alles Daseins zu wissen.

Leider aber ist der Zustand der Welt ein solcher, dass die Gottheit, falls ihr alle diese Attribute der Persönlichkeit, Allmacht, Liebe, Gerechtigkeit und Weisheit zukommen, offenbar keinen uns verständlichen Gebrauch von diesen Attributen macht; sie benimmt sich dann — wenigstens für das menschliche Erkenntnissvermögen — jedenfalls so, als ob sie gar nicht vorhanden wäre. Aus was aber sollen wir auf ein unsichtbares Wesen schliessen, als aus dessen Thaten?

Was wüssten wir von einem Könige, der weder sichtbar noch fühlbar ist, der entweder keine Gesetze gibt, oder dessen Gesetze Jeder ungestraft verletzen darf, bei dem der Gerechte keinen Schutz findet, von dessen Existenz und Thätigkeit so gar keine Spuren zu finden sind — und der keine andere Bestimmung hätte, als unserer Beschränktheit

und Denkfaulheit zur bequemen Ausrede, egoistischen Bestrebungen zum Vorwande und Schreckmittel zu dienen? Die Teleologie in der Natur hat keine Gottheit zur unausweichlichen Voraussetzung. Für die Entwickelung der anorganischen Natur hat Kant den Weg gezeigt; der Kampf um's Dasein am Himmel (siehe du Prel's Schrift unter diesem Titel) bringt die Ordnung unter den Himmelskörpern hervor; der Kampf um's Dasein auf der Erde führt zur Entwickelung der Arten im organischen Reiche, und die noch bleibenden Räthsel löst ein richtig verstandener Individualismus, ohne Intervention der Gottheit.

Wenn man aber behauptet, dass die Welt höhere Zwecke berge, dass es noch andere Welten gebe, die sich noch irgend wie und irgend wann herausstellen werden etc., so will ich der Möglichkeit nicht widersprechen, dann aber wäre es am besten, die Speculationen über Gott auf jene Periode zu verschieben, wo wir Erfahrungsdata vor uns haben werden und die ganze theosophische Literatur in den Bibliotheken für die späteren Generationen aufzubewahren.

Ist es nicht lächerlich, dass irgend ein Theolog oder Theosoph den ehrwürdigen Kopf schüttelt,

wenn ich oder Andere von den Spuren der Existenz anderer Wesensreihen, von der Projection menschlicher Organe, von der nicht mehr zu bezweifelnden Identität dieser Wesensreihen mit uns sprechen? Man spielt den Entrüsteten, weil man die zur Unterlage dienenden Thatsachen — ohne sie nur geprüft zu haben — nicht positiv genug, nicht wissenschaftlich (!) findet; über Deismus, Theismus u. s. w. aber schreibt man ganze Bücher, wo doch garnichts vorliegt. Sind etwa die Fragen wissenschaftlich, ob Christus Gott oder nur Mensch oder beides zugleich, oder ob er nur übermenschlich war!! Ist das etwa positiv?

Nehmen wir aber an, es gebe einen in- oder ausserhalb der Welt stehenden persönlichen Gott; wie können Menschen, deren ganze Haltung in's Schwanken kommt, wenn man Entwickelung und Function des menschlichen Organismus einer Seele zuschreibt und deren Existenz ohne Zellen behauptet, über ein Wesen discutiren, welches die Seele der ungeheueren, unserer Erkenntniss ganz entzogenen Welt sein müsste?!

Ich habe mich oft gefragt, aus welchen Gründen ein Zöckler, Pfleiderer, selbst Philosophen wohl über solche Fragen schreiben mögen? Doch gewiss nicht, weil sie Professoren sind oder solche werden

wollen, oder, weil sie ein Honorar vom Buchhändler erwarten? Ich bin nicht klug genug, das zu begreifen! Es existirt eine ganze Literatur über das Evansgambit, den Zweig des Zweiges einer Schachspiel-Eröffnung; es mögen sich Viele wundern, wie das möglich ist, und doch ist es begreiflicher, als die Publicationen der modernen Theologen.

Uebergehen wir nunmehr zum unpersönlichen Gott, zum Pantheismus, welchen Hartmann den Theologen anempfiehlt, welcher Pantheismus bei den protestantischen Theologen modern zu werden beginnt, wenngleich sie nicht klar zu wissen scheinen, was man unter Pantheismus zu denken hat.

Das Bewusstsein steht in so innigem Zusammenhange mit den Zuständen des Gehirns, dass man die Unmöglichkeit der Continuität des Bewusstseins mit Hilfe des anatomisirenden Messers nachweisen kann. In unserer Vorstellung ist Alles Schein, hervorgebracht durch das Gehirn im wachen und träumenden Zustande, weil das Gehirn auf Einwirkungen reagirt, und so reagirt, wie es eben beschaffen ist; die Realität liegt nur in der Einwirkung.

Eines aber ist immer unwandelbar, und das ist das Subject in diesen Vorstellungen, sei es im Traume oder wachen Zustande; es ist gar nicht das Gehirn, welches wahrnimmt, sondern immer das Sub-

ject; nur die Art und Weise der Wahrnehmung wird durch das Gehirn entschieden. Dieses Subject kann nun ein uns allen gemeinschaftliches oder ein individuelles sein; ist die Individualität des Subjectes eine wirkliche, keine scheinbare, so ist der Pantheismus verloren. Die Annahme, dass die Individualität des Subjectes ebenfalls Schein sei, könnte wieder nur im pantheistischen Sinne gedacht werden; dann hätten wir also einen Gott, der sich durch zahlreiche „Iche“ selbst peinigt; dann bin ich und jede Laus unmittelbar Gott! Die Zellen, ja selbst die Atome sind lauter Götter, sind Gott; ich Gott bestehe aus lauter Göttern, bin unverantwortlich für meine Thaten, denn es ist ja Gott in mir oder ich in ihm (eine Lieblingsphrase der modernen Theologen); wir Götter fressen einander auf, um nur bestehen zu können! Ein Gott, der sich in eine solche Welt verwandeln würde, müsste vom Teufel geplagt sein — meint Schopenhauer.

Für eine solche monströse, den Weltpessimismus nach sich ziehende, vom Materialismus praktisch nicht unterscheidbare Annahme müsste man kräftige Beweise vorbringen, die aber nicht existiren; nur in der Rathlosigkeit der Menschen, die in ihrem Hochmuthe nichts als Gott hinter sich und über

sich wissen wollen, und auf einem Monismus bestehen, ohne ihn fassen zu können, kann die Quelle dieses Glaubens ihren Ursprung haben.

Das Subject in uns bleibt im individualistischen Sinne, wie ich es vertrete, bewusst, im pantheistischen Sinne unbewusst, also ein unbewusster Gott — zweite Monstruosität! Das, was so nahe liegt, wollen die Menschen nicht einsehen! Es ist eben zu einfach, und „dunkel muss der Rede Sinn sein!"

Wenn ich nach einem Traume munter werde, so erklärt sich Alles, Object und Subject, als blosser Schein; das Schwert, das mir etwa den Kopf vom Rumpfe getrennt, existirt gar nicht, der Kopf auch nicht, das „Ich" im Traume (wenigstens dasjenige, als welches es sich im Traume fühlte), existirt auch nicht — und doch ist das Subject in beiden Zuständen dasselbe, es erinnert sich das wachende des träumenden — wenn es der Mühe werth ist! Ebenso erinnert sich das intelligible Subject der durch den Zellen-Organismus gehabten Bilder, also auch des phänomenalen Subjectes.

Ob und wann sich diese Individualität in den Urquell zurückzieht — das wird der menschliche Verstand nicht entscheiden! Dass es nach dem Tode unmittelbar nicht geschieht, das ist entschieden, und hiemit ist der Pantheismus min-

destens zurückgeschoben, als unmittelbare Unterlage beseitigt und dem Weltoptimismus die Thüre weit geöffnet. Um meinen Leser ja nicht irre zu führen, wiederhole ich, dass durch die Zurückschiebung des Pantheismus dieser selbst nicht unbedingt beseitigt ist, d. h. möglich wäre er darum doch, aber in einer ganz verschiedenen Anwendung. Ein Gleichniss mag dies erläutern.

Der Mond unserer Erde oder irgend eines anderen Planeten wurde von Letzterem abgeschleudert; das hindert nicht, dass der Planet von der Sonne, und diese mit dem Materiale aller ihrer Begleiter von einem grösseren Körper wahrscheinlich in Nebelform abgeschleudert wurde. Lächerlich aber wäre es, wenn ein Astronom eines solchen Mondes die Umdrehung um die Sonne ohne Rücksichtnahme auf seinen Planeten behandeln wollte. Der Mond hat in Bezug auf Bewegung mit der Sonne direct gar nichts zu schaffen, sondern nur mit seinem Planeten, von welchem er abhängig ist; ebenso wissen wir nicht, durch was die Sonne geführt und gehalten ist, wir haben nur Analogie-Schlüsse zur Verfügung. Die Menschen haben in ihrem Hochmuthe und ihrer wissenschaftlichen, den Sinnen kritiklos ergebenen Einfalt die Sonne mit allen Sternen sogar um die Erde drehen lassen; eine

analoge Ueberschätzung der menschlichen Bedeutung liegt auch im Pantheismus.

Wir sind die in Zellen dargestellten Bürger einer schon geformten Welt, zum Zwecke der Betrachtung sowohl der Welt als unser selbst in eingeschränkter Weise, wie sie sich durch die dreidimensionale Laterna Magica unseres Kopfes ergibt. Wo diese geformte Welt ihre Wurzel hat, ob sie überhaupt und zunächst in einem Allwesen sitzt, darüber werden wir sprechen können, wenn wir die Einschränkung unserer Erkenntniss durch Organe aus Fleisch und Blut abgesetzt haben werden; der menschliche Verstandes-Apparat ist dazu nicht geeignet. Die Frage des Pantheismus in Bezug auf das Weltganze anzuwenden, ist verfrüht, ihn aber auf die uns bekannte Erscheinungswelt anzuwenden ganz und gar verfehlt!

Alle Einwürfe, welche Schopenhauer dem Pantheismus macht, sind daher begründet; er erklärt nichts, er steht mit dem Zustande der Welt im Widerspruche und ist mit der Moral unvereinbar; in einer Welt, wo Alles göttlich ist, ist nichts zu tadeln und Alles vortrefflich.

Allerdings kann man diese Einwürfe auch dem Pantelismus Schopenhauer's machen. Der „Wille" erklärt nichts und gibt auch eine mangelhafte Ethik.

Dadurch, dass ich den Begriff des Theismus ausscheide und ihm einen metaphysischen Willen substituire, ist nicht viel gewonnen, wenigstens nicht für die Erklärbarkeit und die Ethik; nur die monistische Tendenz unseres Zeitalters macht den Pantheismus modern.

Der Begriff des Monismus ist entstanden durch die Reaction gegen die Unterscheidung von Geist und Materie, durch die Reaction gegen den Dualismus. Insoweit ist er im Rechte, mehr als diese Negation ist aber im Begriffe des Monismus nicht enthalten. Wenn wir von jenem „Monismus", wie er im obigen „Pantheismus", im „Willen" oder „Unbewussten" enthalten ist, absehen, und uns der materialistischen Auffassung nähern, so wäre die Frage des Monismus nur dadurch zu lösen und seine Berechtigung anzuerkennen, wenn es keine anderen Stoffe oder Kräfte gäbe, als die uns bekannte Art der einfachen Elemente, und wenn diese einfachen Elemente gar nicht einfach wären, sondern auf irgend ein noch unbekanntes Einfaches zurückgeführt werden könnten. Geht dies nicht, so ist von einem Monismus im materialistischen Sinne ohnehin keine Rede mehr. Der Monismus der scheinbar atomistischen Körperwelt könnte durch einen offenen Kopf, welcher die Krystallographie und Spectralanalyse beherrscht,

einmal nachgewiesen werden, aber auch dann nichts entscheiden, denn es handelt sich nicht nur um den Monismus des Stoffes, sondern aller Kräfte.*)

Mit dem Schlagworte: „Alles ist Stoff“ oder „alle Materie ist Geist“ kann offenbar auch nichts gesagt sein. Der Begriff der Materie ist ein phänomenales Product unserer Organisation, und das wirkende Wesen aller Dinge uns unbekannt. Es gibt Kräfte in der Natur, aber insolange wir diese Kräfte nicht auf Eine Kraft zurückführen können, bleibt der Monismus eine offene Frage, eine leere

*) Während der Drucklegung dieser Aufsätze führte mich die Betrachtung des periodischen Systems in der Chemie von Mendelejeff und Lothar Meyer auf eine merkwürdige Analogie mit dem Reiche der Töne. Die entsprechende Homologie der Spectren war nur geeignet, mich in meinen Ansichten und Speculationen zu bestärken und ein Meer von Gedanken zu eröffnen. Es herrscht im Gebiete der Chemie, der Ton- und Lichtschwingungen eine analoge Gesetzmässigkeit, welche entweder objectiv vorhanden sein oder auf der subjectiven Veranlagung der Menschen beruhen muss. Im ersten Falle wäre die ganze Mannigfaltigkeit der Welt ein mathematisches Problem; im zweiten Falle wäre Pythagoras ein — grosser Prophet! In beiden Fällen würde die monistische Weltanschauung an Stützen gewinnen. Ich fühle mich veranlasst, diese Andeutungen der Oeffentlichkeit schon jetzt preiszugeben, weil Physiker, welche mit spectralanalytischen und sonstigen Apparaten versehen sind, dadurch eine Anregung finden können, während ich mich nur mit der philosophischen Seite der Frage befassen kann.

Phrase! Also ist der Pantheismus auch von dieser Seite her nicht zu stützen.

Bevor man sich in eine Erklärung der Welt einlässt, muss man das Erkenntnissvermögen prüfen; so wie man aber das menschliche Frkenntnissvermögen prüft, so erkennt man die Unfähigkeit für die gegebene Aufgabe — das hat Kant — wie es scheint umsonst — bewiesen; dass aber der Pantheismus, wenn er auf unsere Welt angewendet wird, ad absurdum gelangt, geht aus Obigem hervor. Darum lasse man die Gottheit auf ihrem unsichtbaren Throne, welchem sich zu nähern das menschliche Erkenntnissvermögen mit gar keiner Art von Deismus oder Theismus vermag!

IX.

Was wir wissen und was wir nicht wissen können.

Wenn Jemand im tiefen Schlafe in einen geschlossenen Raum gebracht würde, so wäre es dem Erwachenden unmöglich zu entscheiden, ob er sich unter der Erde oder in irgend einem Stockwerke befinde, ob ausserhalb seiner Mauern die freie Luft oder andere Räume sich ausbreiten. Er könnte allerdings durch Geräusch und Bewegung vielleicht erfahren, ob neben, unter oder ober ihm lebende Wesen sich befinden, nicht aber, ob sie im Freien oder ebenfalls in einem geschlossenen Raume existiren. Um das zu erfahren, müsste er nothgedrungen ein Loch in die Mauer schlagen und den anderen Raum betreten — dann erst könnte er entscheiden, ob dieser Raum ein geschlossener oder offener sei.

Auf ähnliche Weise verhält es sich mit dem Menschen und unserem Anschauungsvermögen;

nichtsdestoweniger machen mir die Philosophen in Zeitschriften und Büchern den Vorwurf, dass ich mich darüber nicht ausspreche, ob ich an eine absolute Atomistik, oder den absoluten Individualismus, oder an den „Willen", oder das „Unbewusste" u. s. w. glaube. Ich bin so vorsichtig, bescheiden und aufrichtig zu erklären, dass ich nicht weiss, was das Letzte der Dinge sei; hingegen weiss ich, dass mir als Menschen unmittelbar weder der blosse Chemismus der Atome, noch die mystische Monade, noch der „Wille", noch das „Unbewusste" zu Grunde liegen. Die obigen Fragen würde ich vielleicht beantworten können, wenn ich aus den Schranken meines Erkenntnissvermögens herauszutreten vermöchte, wenngleich ich bezweifle, dass es selbst dann möglich sein werde. Darin liegt der Grund, warum ich meinen Individualismus einen relativen nenne, weil mir die Prämissen fehlen, um ihn nach vor- und rückwärts für ewige Zeiten festzustellen.

Wissen es vielleicht die Anderen? Sie behaupten es zwar, wissen es aber nicht. Man hat allerdings an der Bewegung der Erde, an der Existenz der Jupiter-Monde durch eine gewisse Zeit gezweifelt, endlich aber trat die Uebereinstimmung der Ansichten ein, weil die Wahrheit siegen muss. Im Punkte des „Dings an sich" ist aber eine Einigung

nie eingetreten; die verschiedenen Ansichten der Individualisten, Materialisten und Pantheisten sind so alt als die Menschheit. Wäre ein 2000jähriger Streit denkbar, wenn einer von ihnen thatsächlich oder mathematisch oder irgendwie bewiesen hätte — er habe Recht?

Die Herren Philosophen sind jenen eingeschlossenen Männern zu vergleichen, welche über dasjenige speculiren, was ausserhalb der Mauern des Erkenntnissvermögens liegt. Wartet doch ein wenig, lasset das „Ding an sich“ in Ruhe, begnügt Euch zu erfahren und zu wissen, was das Zunächstliegende ist, und kümmert Euch nicht darum, was das Letzte sein mag! Es steht allerdings Jedem frei, über die verschiedenen Denkbarkeiten zu speculiren, nur müsste Jeder wissen, dass von der Möglichkeit oder Denkbarkeit bis zur Wirklichkeit und Nothwendigkeit ein gewaltiger Schritt ist.

Auf gleiche Weise wird mir der Vorwurf gemacht, dass ich der Frage des Deismus oder Theismus aus dem Wege gehe. Natürlich, weil ich abermals nichts davon weiss! In diesem Punkte bin ich weit weniger strenge, als in dem vorigen, weil ich schon in meiner „Phil. d. g. V.“ sagte, dass die Unmöglichkeit des Nachweises einer teleologisch wirkenden Vorsehung in der Welt nicht behauptet

werden kann; vorläufig aber sehen wir nur nicht teleologisch wirkende mechanische Kräfte, welchen sich teleologisch thätige Wesen anpassen.

Man könnte vielleicht den Einwurf erheben, dass eine Philosophie nicht befriedigend sei, welche so vieles im Dunklen lasse. Das mag wohl sein, aber befriedigender als die der Anderen ist sie doch, denn sie hat das Gute, dass dasjenige, was sie behauptet, wenigstens sichergestellt ist. Was behaupte ich denn?

Kehren wir zu unserem Gleichnisse wieder zurück. Ich behaupte vor Allem, dass ich in diesen geschlossenen Raum hineingebracht werden musste, weil dort die Bedingungen meines Entstehens und Entwickelns nicht gegeben sind. (Siehe „Individualismus“.) Das heisst so viel, als dass die Versatilität des Kohlenstoffes oder die materialistische Erklärung nicht ausreicht. Die Keimzellen oder Samenthierchen können nicht zu einem menschlichen, einheitlich denkenden und fühlenden Organismus heranwachsen. Durch Zuhilfenahme eines Gottes, einer Allmacht, heisse sie nun Jehova, Wille oder Unbewusstes, wird nichts klar, als die Unkenntniss des Vorganges.

Ich behaupte weiter, dass es um mich herum Wesen gibt, die keine Organe aus Zellen und daher

von mir verschiedene Existenzbedingungen und Anschauungsweisen haben; was aber das innere Wesen und selbst die Form anbelangt, so sind sie mir analog. Ich erschliesse das aus vielen Beobachtungen, die ich — wenn auch unvollkommen — theils an den Nachbarn meines geschlossenen Raumes, theils an aussergewöhnlich veranlagten Naturen gemacht habe. Ich schliesse daraus, dass mich von ihnen nur diese Wand (die Zellen) trennt, und dass, wenn diese Wand fällt, ich mit ihnen gleichartig, mit ihnen vereinigt sein werde — dann erst kann ich an jene Arbeit gehen, welche die Philosophen schon jetzt gelöst haben wollen, ob nämlich der Raum da draussen die freie Luft oder nur ein grösserer geschlossener Raum sei — dort will ich mit Hoffmann, Scharschmidt und Hartmann weiter discutiren.

Es hilft nichts, meine Herren! Ihr habt Euch zu weit vorgewagt, Ihr müsst auf den alten Kant zurückgreifen, der da behauptete, dass das „Ding an sich" Daseinsweisen haben mag, von denen wir uns keine Vorstellung zu machen vermögen. Ihr dürft nicht glauben, dass Ihr das „Ding an sich" durch Eure Hypothesen erschlossen, so wie ich nicht behaupten darf und auch nicht behaupte,

dass Eure Ansicht unbedingt unmöglich sei. Möglich, dass Einer von Euch Recht hat, wenn das „Ding an sich“ uns klar werden wird, aber zwischen uns und dem „Ding an sich“ liegt noch sehr Vieles! Das uns Zunächstliegende ist es nicht. Ich werde mich daher nie mit Bestimmtheit für eine der bestehenden Philosophien erklären, welche über Kant hinausgeht — weil ich nicht weiss, ob sie richtig ist, und nur so viel weiss, dass sie als unmittelbare Unterlage der phänomenalen Welt falsch ist.

Hoffmann hat darum eigentlich Unrecht, meine Ansicht eine Weltanschauung zu taufen; das ist sie nicht, ich weiss von der Welt nichts, wohl aber weiss ich etwas vom Leben, vom Menschen und dem uns zunächst liegenden Raume. Zu was in weitere Ferne schweifen?!

Wenn ich mich in einem von hohen Gebirgen umschlossenen Thale befinde, so werde ich aus der Formation der Gebirge allenfalls schliessen können, ob ein steiler oder minder steiler, ob ein an Quellen reicher oder minder reicher Abhang jenseits sich befindet u. s. w.; wer Gelegenheit hat, bis an den Rücken des Gebirges zu gelangen, wird vielleicht Einiges erschauen können — nur wer das Gebirge

überschreitet, hat Aufklärung. Die echten Philosophen sind eigentlich solchen Gebirgssteigern zu vergleichen, welche eine Gegend von einem höheren Standpunkte aus anschauen, woher es denn kommt, dass sie sich oft widersprechen, obschon sie dasselbe Thal betrachten, weil sie verschiedene Standpunkte einnehmen, und dass doch Jeder in seiner Weise Recht hat; das Thal nimmt sich von verschiedenen Punkten nur etwas anders aus. Kant, Schelling, Fichte, Hegel, Herbart, Schopenhauer, Drossbach, Bahnsen, Mainländer, Hartmann sind echte Philosophen, wenn auch nicht gleichwerthige, welche die Welt von ihrem Standpunkte aus betrachten und sich widersprechen; sie sind von Jenen wohl zu unterscheiden, welche unten im Thale durch Commentare, Kritiken, Aufsätze und Philosophie-Geschichten nur fremde Gedanken wiederkäuen, daher den Namen von Philosophen gar nicht verdienen, wenn sie auch diplomisirte Doctoren und Professoren der Weltweisheit wären.

Von allen diesen Bergsteigern hat Kant den höchsten und günstigsten Standpunkt gewählt und das beste Glas gehabt, denn er hat die Grenzen genau bezeichnet, über welche hinaus es

für uns keine Erkenntniss gibt! Die wenigen Einsattelungen aber, durch welche man Einiges erspähen könnte, und die von Kant auch bezeichnet wurden, werden von den Männern der Wissenschaft als gar nicht existirend à priori verworfen!

Druck von J. C. Fischer & Comp. Wien.







